

*Dies sind die Erinnerungen von Martin Klewitz. Er war der Bruder von Julie Jucunde Klewitz, verh. Teichmüller, Irmgards Urgroßmutter.
Bernd Link, 6.1.2004*

Erinnerungen
aus der Verwandtschaft meiner Eltern,

Martin Klewitz 1935
Quedlinburg, im Februar 1935

Unser lieber Siegfried hat mich gebeten, aufzuschreiben, was mir von unserer Verwandtschaft aus der Anschauung früherer Zeiten her noch erinnerlich ist. Ich sehe darin ein Zeichen treuen Familiensinns und will mich bemühen, diesem Wunsche nach-zukommen.

Wie wohl billig ist, beginne ich mit der Familie meines Vaters.

Wie ihr, liebe Kinder, wisst, entstammte er einer hier alteingesessenen Bürger- und Handwerkerfamilie, die nachweislich 300 Jahre hindurch das Bäckergerwerbe betrieben hat. Doch hat schon ein Bruder meines Großvaters studiert und ist Pfarrer in Brunsroda bei Braunschweig gewesen. Dort lebten lange noch zwei unverheiratete Töchter von ihm, mit denen als seinen Basen mein Vater einige Verbindung unterhielt. Von Eilsleben aus, seinem letzten Pfarrort, hat er sie einmal besucht und mich, der ich wohl damals Student war, mitgenommen, bei welcher Gelegenheit ich das einzige Mal in meinem Leben die Stadt Braunschweig gesehen habe. Eine Schwester meines Vaters ist m.W. früh gestorben. Eine andere ist an einen Herrn Zander, Beamten an der Grube Concordia in Nachterstedt, verheiratet gewesen und ebenfalls früh gestorben. Eine Tochter von ihr hat uns einmal in Elsterwerda besucht und sich später mit einem Gärtner Huch in Hamburg verheiratet, ist aber auch früh gestorben.

Die Eltern meines Vaters habe ich nicht mehr kennen gelernt. Die Großmutter ist schon im Jahre meiner Geburt, 1854, gestorben, der Großvater fünf Jahre später, 1859. Kennen gelernt habe ich nur den Bruder meines Vaters, Hermann, und seine Schwester Louise, verheiratet mit dem Kaufmann Benkenstein hier.

Der Onkel Hermann Klewitz war in dem alten Berufskreise der Familie geblieben und ist Konditor geworden. Er besaß in der Backstraße das Haus Nr.11 neben Buchhändler Huch, und sein Geschäft galt für das beste in der Stadt. An Bildung war er über den Durchschnitt seines Standes weit hinaus, hatte das hiesige Gymnasium bis Prima besucht, war Mitglied des Kunstvereins usw. Jedenfalls war er ein tüchtiger und verständiger Mann, der sich des besten Ansehens erfreute. In seiner Art war er weit ruhiger als mein Vater. In seiner Wohnung hatte er ein paar gut eingerichtete Zimmer, die uns an große Einfachheit gewöhnten Kindern bei unseren Besuchen sehr vornehm erschienen.

Ihm zur Seite stand seine Frau Henriette geb. Spangenberg, aus Halberstadt gebürtig, die Tochter eines Subalternbeamten in gehobener Stellung, der aber leider sich eine Untreue im Amt hatte zuschulden kommen lassen. Tante Jettchen, wie sie in der Familie hieß, war eine sehr stattliche, in ihrer Jugend gewiss schöne Erscheinung und gab sich gewissermaßen als vornehme Frau. Gegen die Kunden, die gelegentlich im Laden eine Tasse Schokolade tranken, war sie sehr liebenswürdig, obwohl immer in angemessener Haltung. Freundlicher noch war wohl die in der Familie lebende unverheiratete Schwester Louise Spangenberg, welche die Hausfrau unterstützte und besonders im Laden die Kundschaft bediente, im übrigen aber bescheiden zurücktrat.

Der besondere Stolz der beiden Schwestern war ein Bruder, Benno Spangenberg, der Offizier geworden war. Als Artillerist hatte er sich im schleswig-holsteinischen Kriege 1864 unter den Augen des Prinzen Friedrich Karl durch persönliche Unerschrockenheit ausgezeichnet und war dafür geadelt worden. Er hatte aber eine Neigung, stark zu werden. Das hatte 1870 so zugenommen, dass er nicht mehr felddienstfähig war. Er bekam die Aufgabe, den gefangenen Kaiser Napoleon in Wilhelmshöhe zu überwachen. In den folgenden Jahren ist im Zusammenhange mit der Fettsucht mehr und mehr eine Verblödung oder Abstumpfung der Geisteskräfte eingetreten, und er ist als Major a.D. verhältnismäßig früh in einer Heilsanstalt gestorben.

Ich bin im Hause des "Onkel Hermann" hier in Quedlinburg mehrere Male in meiner Jugend zu Besuch gewesen und habe angenehme Tage dort verlebt, zumal die Kinder des Hauses mit mir und meinen Geschwistern gleichaltrig waren. Eine kleine Geschichte davon ist mir in Erinnerung geblieben und möge hier mitgeteilt werden. Ich war

7 Jahre alt, als mein älterer Bruder Johannes, der damals hier das Gymnasium besuchte und bei den Großeltern Meyer auf der Word wohnte, hier eingeseget wurde. Eines Vormittags spielte ich mit den Vettern Klewitz auf ihrem Hofe in der Bockstraße. Da erbot sich der jüngere derselben, zwei Jahre jünger als ich, also 5 Jahre alt, mir die Stadt zu zeigen. Wir durchwanderten zusammen verschiedene Straßen und standen plötzlich am Fuße des Münzenberges, also ziemlich außerhalb der Stadt, und mein kleiner Vetter wusste nicht, auf welchem Wege er wieder nach Hause kommen könnte. In dieser Not fing er an zu weinen, und ich weinte natürlich mit. Da nahm sich ein vorüberkommendes Ehepaar mitleidig unser an, ließ sich unsere Namen sagen und brachte uns wieder nach der Bockstraße zurück.

Der Onkel Hermann hatte vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Von diesen Letzteren war die ältere, Louise, zwei Jahre älter als ich, die jüngere, Hedwig, mehrere Jahre jünger. Louise heiratete später einen Lehrer namens Krebs in Leipzig, der dort bald Direktor einer Schule wurde. Sie haben nur ein Kind gehabt, einen Sohn, der im Alter von 12 Jahren an Knochentuberkulose gestorben ist. Herr Krebs ist längst tot. Seine Frau ist alt geworden und lebt wohl heute noch. Wir haben nach ihrer Verheiratung nur noch selten von ihr gehört und sind kaum je wieder mit ihr zusammen gekommen.

Die jüngere Schwester, Hedwig, heiratete einen Mühlenbesitzer Eckert in Halberstadt, der seine Mühle, am Bullerberg gelegen, später in eine Farbenfabrik umgewandelt hat. Er war Kriegsbeschädigter von 1870. Auch mit der Base Eckert haben wir wenig Verbindung behalten. Noch einmal bin ich mit ihr zusammengekommen zu Anfang des Weltkrieges, als unser Richard in Halberstadt bei den Kürassieren ausgebildet wurde. Da haben wir uns in einer Wirtschaft getroffen und eine Stunde gemütlich verplaudert. Ihr Mann war wohl damals schon tot. Von ihren beiden Söhnen war der eine als Kaufmann in Kiautschau, hat an der Verteidigung von Tsingtau teilgenommen und ist bei der Übergabe an die Japaner mit der ganzen Garnison in japanische Gefangenschaft geraten. Soviel ich weiß, ist er nach dem Kriege aufs neue nach Tsingtau gegangen. Der andere Sohn wurde als Leutnant d.R. dem hiesigen 165.Inf.Rgt. überwiesen und ist in Frankreich gefallen.

Die beiden Söhne des Onkel Hermann waren Hermann und Walter. Beide sind Kaufleute geworden. Beide hatten eine schöne musikalische Gabe. Hermann spielte Geige, und Walter hatte eine schöne Singstimme wie auch seine Schwester Hedwig, sodass in dem Hause in der Bockstraße die Musik fleißig gepflegt werden konnte. Vetter Hermann, der seine Lehrzeit in einem Materialgeschäft in Goslar durchgemacht hatte, diente sein Jahr hier bei den Kürassieren ab und war dann eine Zeit lang Reisender. Später ließ er sich in Hamburg nieder und fabrizierte Kisten für den überseeischen Versand. Dort soll er es zu erheblichem Wohlstand gebracht haben. Er hat mich öfters freundlich eingeladen, ihn in Hamburg zu besuchen. Ich hätte auch gern die große Welthandelsstadt einmal kennen gelernt, habe aber nie die Mittel zu der Reise aufbringen können. So habe ich meinen Vetter wohl im späteren Leben nie wiedergesehen. Ein flüchtiges Zusammentreffen auf dem hiesigen Bahnhofe zu der Zeit, als ich schon hier wohnte, ist leider durch ein Mißverständnis vereitelt. Hermann Klewitz ist nicht alt geworden und hat eine Witwe, Alice Klewitz, hinterlassen, die mit der einzigen Tochter in Hamburg wohnen geblieben ist. Der wesentlich jüngere Sohn ist durch seinen Vetter Eckert nach Ostasien gekommen.

Walter, sein jüngerer Bruder, war als junger Mann in Magdeburg in Stellung und pflegte dort in einem Kreise junger Berufsgenossen auch fleißig die Musik. Um mit diesen seinen Freunden auch einmal öffentlich auftreten zu können, bat er meinen Vater, damals Pfarrer in Eilsleben Bez.Magdeburg, mit ihnen einmal im Gottesdienst singen zu dürfen. Mein Vater stellte einen Nachmittagsgottesdienst zur Verfügung, und die jungen Leute haben uns da schöne geistliche Gesänge vorgetragen.

Später gründete Walter ebenfalls ein Geschäft in Hamburg, hat aber weniger Glück damit gehabt als sein älterer Bruder und ist schließlich in dessen Geschäft mit eingetreten. Auch er ist nicht alt geworden, hat aber mehrere Kinder hinterlassen.

Der Onkel selbst ist bereits in den 70er Jahren gestorben. Seine Witwe, die "Tante Jettchen", hat wohl nach dem Tod ihres Mannes dessen Geschäft mit Hilfe eines Geschäftsführers noch eine Zeit lang fortgesetzt, ist aber dann nach ihrer Vaterstadt Halberstadt verzogen und dort gestorben.

Mein Vater hat auch Schwestern gehabt. Eine ist, soviel ich weiß, früh gestorben. Eine andere ist an einen Grubenbeamten in Nachterstedt, Zander, verheiratet gewesen und auch nicht alt geworden. Eine Tochter von dieser mit Namen Minna hat uns einmal auf einige Wochen in Elsterwerda besucht, hat sich später nach Hamburg an einen

Gärtner Huch verheiratet, ist aber ebenfalls früh gestorben. Es ist wohl die Familie Gutsmuths, aus der meine Großmutter stammte, keine gesunde gewesen; denn trotz z.T. großer Kinderzahlen ist sie ausgestorben. Ich vermute, dass eine tuberkulöse Anlage in ihr vorhanden gewesen ist.

Näher kennengelernt habe ich von den Schwestern meines Vaters nur eine, Louise, verheiratet mit dem Kaufmann Benkenstein in Quedlinburg. Dieser besaß das schöne alte massive Haus Ecke Bockstraße und Klink mit dem Eckturm, Bockstr.6, und betrieb darin ein Materialwarengeschäft. Es ist die Hälfte des alten von Hagen'schen Freihauses, dessen andere Hälfte damals das Landratsamt beherbergte. Gerade der Teil, der Benkensteins gehörte, birgt 2 Treppen hoch wundervoll getäfelte Räume im Renaissancestil, zu denen eine steinerne Wendeltreppe hinaufführt, die aber vermietet waren. Um das Haus, das zu den Baudenkmälern unserer Stadt gehört, zu erhalten, hat es vor längerer Zeit die Stadt angekauft und erhebliche Unterhaltskosten daran gewandt. Auch der darin vorhandene Laden ist ein altertümliches Gewölbe. Auf dem Hofe hat das Haus einen zweiten Turm und nach der engen Bockstraße zu eine Pforte mit Formen der Renaissance.

Zu seinem Schwager Benkenstein hatte mein Vater kein recht herzliches Verhältnis. Der Unterschied der Lebensanschauungen war zu groß. Mein Vater war Theologe von strengen Anschauungen und der Onkel Benkenstein ein Mann von kleinbürgerlicher Gesinnung und landläufigem Liberalismus, dem kirchlichen Leben wohl ziemlich entfremdet, und die Tante, meines Vaters Schwester, hatte sich ganz in seine Anschauungen eingelebt. Auch als Geschäftsmann hatte der Onkel keinen besonderen Unternehmungsgeist. Das kleine Geschäft in günstiger Lage ging, sozusagen, von selbst und nährte seinen Inhaber und dessen Familie, ohne im Reichtümer einzubringen.

Benkensteins hatten drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Die letztere(,) mit Namen Julie, heiratete einen Kaufmann Albert Kielstein in Halle, Buchhalter in einem großen Mühlenwerke, Sohn eines Rentners und früheren Bäckermeisters Kielstein in Halle-Glauchau. Der Vetter Kielstein war ein fleißiger, verständiger Mann und hat mich freundlich aufgenommen, als ich - im Herbst 1875 - als Student nach Halle kam. Kielsteins hatten mehrere Kinder. Die älteste Tochter heiratete einen Buchdruckereibesitzer Krakau in Leipzig, der aber sein Geschäft nicht halten können, zwei andere leben unverheiratet in Halle, beide freundliche liebenswerte Persönlichkeiten. Von den beiden Söhnen ist der eine Ingenieur in guter Stellung in Berlin, der andere praktischer Arzt in Pretzsch an der Elbe.

Von Benkensteins Söhnen ist der ältere, Robert, Offizier geworden und stand bei der Artillerie in Wittenberg. In der Betrunkenheit hatte er Streit mit dem Kellner bekommen und den Säbel gezogen, der ihm aber von dem Kellner entwunden wurde. Daraufhin musste er den Abschied nehmen. Für etwas Anderes nicht vorgebildet, ging er als Soldat in holländischen Kolonialdienst. Da er aber, entgegen dringender Warnung und dem Wunsche seines Vaters, Werbegeld genommen hatte, konnte er nicht wieder Offizier werden, sondern musste im Unteroffizierstande bleiben. In diesem hat er eine Reihe von Jahren in holländisch Indien gedient, kam dann krank nach Hause und ist bald gestorben, ohne verheiratet zu sein.

Der jüngere Bruder, Richard, übernahm, als Kaufmann ausgebildet und längere Zeit in Magdeburg tätig, nach dem Tode des Vaters dessen Geschäft, hat es aber mit wenig Glück geführt. Er war ein gutmütiger Mensch, aber ohne rechte Tatkraft und Unternehmungsgeist. Auch seine Gattin, eine geborene Hartmann aus Gernrode, die etwas Vermögen mitgebracht hatte, war weder als Geschäftsfrau noch als Hausfrau tüchtig, dazu bald leidend an einem offenen Bein. Mein guter Vetter Richard suchte das Behagen, das er zu Hause nicht fand, gern in Wirtschäften, und so ging das Geschäft zurück und kam schließlich in Konkurs. Richard musste aus dem schönen väterlichen Hause ausziehen und betrieb seitdem eine Warenagentur, die ihn kümmerlich nährte, bis er vor einigen Jahren gestorben ist. Seine Gattin ist ihm um mehrere Jahre vorangegangen.

Nach ihrem Tode führte ihm die Wirtschaft seine Tochter Gertrud, ein fleißiges, bescheidenes Mädchen, an dessen Ausbildung leider nicht viel hat gewendet werden können. Sie hat sich nicht geschaut, lange Jahre gegen Entgelt häusliche Hilfe bei einer Dame, Frau Amtsrichter Franz, zu leisten, um sich so ihren Unterhalt zu erwerben. Vor zwei Jahren bekam sie eine Rippenfellentzündung, an deren Folgen sie im hiesigen Krankenhaus operiert werden musste. Sie hat ein volles Vierteljahr dort gelegen und ist dann doch gestorben.

Das war umso tragischer, als sie noch ihren Bruder Kurt zu versorgen hatte, der, ein etwas eigenartiger, fast menschen scheuer junger Mann, sonst mit niemand in Verkehr und Verbindung steht. Er ist seit lange bei bescheidener Besoldung Buchhalter in einer Firma in Thale.

Ein anderer, sehr lieber Bruder namens Ernst, ebenfalls junger Kaufmann, ist im Kriege gefallen.

Der älteste Bruder, Johannes, war ein besonders fleißiger Schüler des hiesigen Gymnasiums, sollte aber, da die Mittel zum Studium fehlten, in das Bankfach gehen. Er ist auch ein Jahr lang beim Bankier Schmidt in Wernigerode in Lehre gewesen, fühlte sich aber in diesem Berufe sehr unglücklich, und so gelang es seinem Vater, durch Darlehen guter Freunde doch die Mittel zum Studieren aufzubringen. Hans Benkenstein ist Philologe geworden und seit längerer Zeit Studienrat in Rudolstadt. Er ist verheiratet und hat mehrere Kinder. Mit Hilfe des "Vereins der Freunde Wüstenrod" (*sic*) hat er in schöner Lage in Rudolstadt sich ein eigenes, schönes Haus gebaut.

Die Familie meiner Mutter

Meine Mutter, Julie, geb. Meyer, stammte ebenso wie mein Vater hier aus Quedlinburg und zwar aus dem Hause Word 16, das jetzt evangelisches Vereinshaus ist. Nach dem Tode meines Großvaters hat ein Kreis frommer Leute, hauptsächlich Pfarrer und Gymnasiallehrer, das Haus zu diesem Zwecke angekauft und umgebaut. Ich bin in diesem meinem großväterlichen Hause zum ersten Male als 7jähriger Junge eingekehrt; es muss im Jahre 1861 oder 1862 gewesen sein. Mein Bruder Johannes, 7 Jahre älter als ich, besuchte damals hier das Gymnasium und wohnte im großelterlichen Hause. Meine Großmutter, eine geb. Günther aus einer alten Quedlinburger Bürgerfamilie lebte schon damals nicht mehr. Des Großvaters erinnere ich mich als eines ziemlich kleinen, ernststen und schweigsamen Mannes. Er betrieb in dem Hause eine Lohgerberei, in der außer einem wohl verwandten Manne, der "Vetter Sachtleben" genannt wurde, sein Sohn Eduard mitarbeitete, der zu mir sehr freundlich war, mir unter dem großen Trockengerüst im Hofe eine Schaukel anbrachte und mir aus einem Lederstreifen eine Peitsche machte. Mit dieser habe ich oben im jetzigen Saal, der damals leer und mit Estrich versehen war, fleißig gekreiselt. Den Haushalt führte eine unverheiratet gebliebene Schwester meiner Mutter, namens Therese, in unserer Familie als "Tante Therese" wohl bekannt und beliebt, da sie uns öfter auf längere Zeit besuchte. Auch sie war klein und unscheinbar, zu uns Kindern aber liebevoll und gütig. In Quedlinburg gehörte sie, von einer Erweckungsbewegung ergriffen, zu einem Kreis frommer Leute, der etwa der heutigen "Gemeinschaft" entsprechen würde ohne indes eine so feste Organisation, wie diese sie hat. Zusammengehalten wurde dieser Kreis durch Bibelstunden, einen Mäßigkeitsverein und Armenfürsorge sowie vor allem durch den treuen Besuch der Gottesdienste, wobei einige Pfarrer der Stadt das besondere Vertrauen dieses Kreises besaßen und von ihm bevorzugt wurden. Der Ursprung dieser Erweckungsbewegung geht auf den späteren Berliner Missionsinspektor Wallman zurück, der, ein Sohn unserer Stadt längere Zeit hier als Kandidat gelebt und damals schon einen Kreis Solcher um sich gesammelt hat, die mit Ernst Christen sein wollten, und dann eine Zeit lang Pfarrer an der Hospitalkirche St. Johannis gewesen ist, dem alten, kleinen Kirchlein, das heute eigentlich nur noch als Geschichts- und Baudenkmal erhalten wird. In späterer Zeit sammelte sich die Gemeinschaft der Erweckten, zu der unsere Tante gehörte, hauptsächlich um den Diakonus an St. Nikolai Köhler, einem streng orthodoxen, aber wohl auch poetisch veranlagten Mann, den unsere Tante Therese hoch verehrte. Wie sie im ganzen Leben ihren Glauben freudig bekannt hat, so brachte sie ihn auch im Hause zur Geltung. In der großen Eckstube, die als Wohnstube diente und noch heute das Wohnzimmer des Hausvaters ist, am großen viereckigen Esstisch hielt sie des Morgens Andacht für die Familie, wobei mir ihr überaus langsames Sprechen aufgefallen ist. Nach dem Tode ihres Vaters und der Auflösung seines Haushaltes hat sie längere Zeit für sich allein gelebt. Da aber frühzeitig ihr Gehör und ihr Gesicht schwach wurden, wurde dies mit der Zeit schwierig. So war es für sie gut, dass später ihr Bruder als Missionar im Ruhestande in seine Vaterstadt zurückkehrte und hier Wohnung nahm. Sie konnte nun mit ihm in einem Hause wohnen und an ihm und seiner Familie einen Anhalt finden. Als später auch dieser gestorben war und sie selbst, fast blind und taub, immer hilfsbedürftiger wurde, sollte meine älteste Schwester Marie mit ihr hier in Quedlinburg zusammenziehen. Schon war eine Wohnung auf dem Steinweg Nr. 34 für sie gemietet, als sie, 1897, starb. Meine Schwester hat dann allein die Wohnung bezogen, sie aber bald mit einer anderen vertauscht und versucht, eine Schülerpension zu unterhalten. Zum Begräbnis der Tante bin ich von Möckern aus hier gewesen und habe nicht geahnt, dass ganz in der Nähe ihres Grabes einmal ein liebes Kind, unser geliebter Albert, seine letzte Ruhestätte finden sollte.

Der Großvater (*Friedrich Wilhelm Meyer*) hat nach meinem oben erwähnten Besuch in seinem Haus nicht mehr lange gelebt. Über seinem Tode schwebt ein geheimnisvolles Dunkel. Es ist an einem Sonntag gewesen nach der Rückkehr aus dem Gottesdienste, dass man ihn tot in einer Lohgrube auf dem Hofe seines Grundstückes fand. Es lagen zwei Möglichkeiten der Erklärung vor: einmal, dass ihn bei der Besichtigung der Grube ein Schwindel befallen habe und er hineingestürzt sei, sodann, dass er selbst seinen Tod in derselben gesucht habe. Bei der schlichten lauten Frömmigkeit des Mannes ist das Letztere wenig wahrscheinlich. Doch ist zu sagen, dass in der Familie sich spä-

ter Fälle von Schwermut ereignet haben, und dass eine solche Veranlagung schon bei dem Großvater vorhanden gewesen und einen solchen traurigen Ausgang bewirkt haben kann. Eine Entscheidung hierüber ist nicht erfolgt.

Mein Großvater stammte aus der "Neuen Mühle", am Fuße der Altenburg gelegen, da, wo die Straße sich nach Warnstedt und Weddersleben gabelt. Dieses schöne Besitztum hatte sein Vater (*Johann Andreas Friedrich Meyer*) zu eigen gehabt, und damals besaß es sein wohl älterer Bruder. Meine Mutter hatte dort in ihrer Jugend schöne Zeiten verlebt und sprach gern davon zu uns Kindern. Als ich als Kind mit ihr zur Konfirmation meines Bruders in Quedlinburg weilte, bin ich noch mit ihr zusammen in der Neuen Mühle zu Besuch gewesen, und es ist mir noch heute in Erinnerung, wie die Stampfen der Ölmühle mein Staunen erregten und ich mich in dem großen Garten tumeln durfte. Später ist die Mühle in den Besitz der reichen Familie Kratzenstein übergegangen und von dieser in moderner Weise ausgebaut und vergrößert und der Betrieb mit dem der Schloßmühle vereinigt worden. In neuerer Zeit ist auch eine große Ziegelei mit ihr verbunden worden.

Außer der Tante Therese war zu der Zeit, wo ich als Kind das großelterliche Haus betrat, noch ein jüngerer Bruder meiner Mutter im Hause, der schon erwähnte Onkel Eduard. Er arbeitete mit in der Gerberwerkstatt, die an der Stelle lag, wo jetzt das Fremdenzimmer der Herberge zur Heimat ist, eine halbe Treppe tiefer als die Wohnräume. Ich habe ihn dort seine Felle schaben sehen. Er hatte aber als tüchtiger Schüler das Gymnasium besucht und war mit der Reife für Prima abgegangen, nur um den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, dass er sein Geschäft einmal seinem Sohne hinterlassen oder übergeben könne. Es lässt sich wohl begreifen, dass der für Besseres erzogene junge Mann, den seine Lehrer gern weiter auf der Schule behalten hätten, sich bei der ziemlich unsauberen Arbeit in der Gerberei wenig glücklich, ja schließlich tief unglücklich gefühlt hat. In der Familie wurde auch erzählt, dass er eine Liebe zu der Tochter einer der reichsten und angesehensten Familien der Stadt gehabt habe, die auch nicht unerwidert blieb, aber es nicht gewagt habe, als Gerber um sie zu werben. So war er unverheiratet geblieben, wie es auch das reiche und gebildete junge Mädchen bis an ihr Lebensende geblieben ist. Er hat aber das Drückende seiner Lage still ertragen, so lange sein Vater lebte, um diesem keinen Schmerz zu bereiten. Sobald aber der Vater gestorben war, erklärte er mit Bestimmtheit, dass ihm dies Leben unerträglich sei und er das Geschäft nicht fortsetzen werde. Das ist der Grund, weshalb damals das Haus verkauft und in ein evangelisches Vereinshaus umgewandelt worden ist.

Der Onkel beschloss, in den kaufmännischen Beruf überzugehen und übernahm mit einem anderen Herrn zusammen eine Armaturenfabrik in Halle. Doch glaubte er sich von seinem Sozium übervorteilt und schied bald wieder aus. In dieser Zeit ist er ganz trübsinnig geworden, hielt sein Leben hier für verfehlt und beschloss, auszuwandern. Seine Wahl fiel schließlich auf Australien. Dahin ging er ohne irgendwelche bestimmten Pläne oder Aussichten. Auf der Reise durch das Land ist er mit einem Deutschen, einem Rheinländer, zusammengetroffen und bekannt geworden, der ihn eingeladen hat, in sein Unternehmen mit einzutreten. Es handelte sich um eine Seifenfabrik nebenher Weinbau. Mit der Zeit ist der Sozium ausgeschieden und unser Oheim hat die Fabrik alleine übernommen. Es ist ihm wohl dabei ganz gut ergangen. Schließlich hat er sich auch in Australien noch verheiratet, doch hat unsere Familie zu seiner Frau gar keine Beziehungen gewonnen. Sie ist leider eine Engländerin gewesen, die ihn seiner deutschen Vergangenheit wohl mehr und mehr entfremdete. Während er anfänglich in regelmäßigem Briefwechsel mit seinen Geschwistern in der Heimat stand, hörte das mit der Zeit auf, und schließlich ist uns von der ganz englisch gewordenen Familie nicht einmal sein Tod gemeldet worden. - Die australische Stadt, in der oder bei der Onkel Eduard wohnte, hieß Ipswich (*Ipswich bei Brisbane?*).

Meine Mutter hatte noch einen älteren Bruder namens Karl. Auch er hatte das hiesige Gymnasium besucht, m.W. bis Prima, war aber dann Gärtner geworden und hatte eine Stelle als Hofgärtner bei dem Grafen von Stolberg in Roßla. Er war ein Mann von tiefer Frömmigkeit und großem Ernst und stand, wie wohl der ganze Kreis der Erweckten in Quedlinburg, in Verbindung mit der Berliner Mission. Als diese nun Landbesitz in Südafrika erworben hatte, fand er sich bereit, zur Bewirtschaftung desselben sich nach Afrika aussenden zu lassen. Das ist in der zweiten Hälfte der , in Verbindung mit der Berliner Mission. Als diese nun Landbesitz in Südafrika erworben hatte, fand er sich bereit, zur Bewirtschaftung desselben sich nach Afrika aussenden zu lassen. Das ist in der zweiten Hälfte der , in Verbindung mit der Berliner Mission. Als diese nun Landbesitz in Südafrika erworben hatte, fand er sich bereit, zur Bewirtschaftung desselben sich nach Afrika aussenden zu lassen. Das ist in der zweiten Hälfte der (18)fünfziger Jahre gewesen. Er hat sich aber nicht damit begnügt, nur landwirtschaftlich draußen tätig zu sein, sondern hat mehr und mehr eigentlichen Missionsdienst getan, und als Missionsdirektor Wangemann (wohl im Jahre 1869) seine Visitationsreise durch das Missionsgebiet machte, hat er ihn förmlich zum Missionar ordiniert. Sein Wohnsitz war Amalienstein in der Kapkolonie. Er hatte eine Frau, die viel kränkelte, und einen einzigen Sohn, ebenfalls Karl genannt, der in Afrika aufgewachsen und später im Missionshaus zu Berlin ausgebildet worden ist. Von dort aus ist er in meinem Elternhause in Eilsleben zu Besuch gewesen. Ehe er nach Afrika ausgesendet wurde, verlobte er sich mit Hanna

Dietrich, der Tochter eines damals als Kenner und Förderer der Mission sehr bekannten Mannes, des Pfarrers Dietrich in Breitung bei Roßla, die ihm später nachgefolgt und in sehr glücklicher, reich gesegneter Ehe mit unserem Vetter Karl Meyer verbunden gewesen ist. Karl Meyer d.J. hatte sein Arbeitsfeld in der schnell empor geblühten Stadt Kimberley auf dem südafrikanischen Diamantenfelde und hat dort die Belagerung durch die Buren mit erlebt und in einem Schriftchen "Die Schreckenstage von Kimberley" beschrieben. Er war wohl einer der tüchtigsten Arbeiter der Berliner Missionsgesellschaft, wurde aber leider krank. Wegen eines Magenleidens schickten ihn die afrikanischen Ärzte nach Berlin, wo eine Operation vorgenommen werden sollte. Diese wurde aber dort nicht für angezeigt erklärt, und unser guter Vetter ist im Missionshause zu Berlin nach längerem Leiden am Magenkrebs gestorben. Seine Witwe ging wieder nach Südafrika zurück, weil die Erziehung ihrer Kinder dort für sie leichter war als in Deutschland. Diese waren fast ausnahmslos sehr begabt und haben aufgrund ihrer guten Leistungen auf der Schule zu ihrem Studium große Stipendien erhalten. Einer von ihnen ist leider geisteskrank geworden und im Irrenhause gestorben, einer ist Direktor in einem südafrikanischen Goldbergwerke und hat die jüngeren Brüder bei ihrer Ausbildung unterstützt, zwei sind Ärzte, darunter einer tüchtiger Augenarzt in Johannesburg. Bei einem haben sich in der Schulzeit leider auch Gemütsstörungen gezeigt, wie sie doch auch bei dem Vater gelegentlich vorgekommen sind. Infolgedessen wurde ihm wissenschaftliche Arbeit von den Ärzten verboten und empfohlen, einen Beruf zu ergreifen, der ihm Beschäftigung im Freien brächte. So wurde er Gärtner und ist zur Ausbildung hier und in Erfurt gewesen, dann aber nach Südafrika zurückgekehrt. Dem Beruf des Vaters ist keiner von den Söhnen nachgefolgt. Für die Bewilligung der afrikanischen Stipendien, die sie genossen haben, war ein Studium auf englischen Universitäten Bedingung. Damit hängt es wohl zusammen, dass sie in ihrer Überzeugung wesentlich Engländer geworden und dem deutschen Vaterlande mehr oder weniger entfremdet sind. Dies gilt jedoch nicht von ihrer Schwester Alma, der einzigen Tochter, die unser Vetter Karl Meyer hinterlassen hat. Auch sie war sehr begabt, besonders auf musikalischem Gebiete und ist Organistin und Musiklehrerin in Stellenbosch in Südafrika geworden. Sie hat sich unter allen Anfechtungen eine treu deutsche Gesinnung bewahrt, war auch einmal zu weiterer Ausbildung in Deutschland und hat hier die deutschen Verwandten aufgesucht und das verwandtschaftliche Verhältnis erneuert. Leider ist sie früh gestorben.

Als sie noch ein ganz kleines Kind war, war sie mit ihren Eltern einmal bei uns in Möckern. Ihr Vater hatte damals Heimaturlaub und benutzte diesen, wie üblich, zu Predigten und Missionsfesten u.dergl. In Möckern war damals ein Bruder seiner Frau, Dr. Eduard Dietrich, als junger Arzt. Er fand in Möckern wenig Eingang, was in den Verhältnissen lag, benutzte aber die unfreiwillige Muße dazu, das Physikstaatsexamen zu machen, wurde Kreisarzt in Liebenwerda, Regierungsmedizinalrat in Merseburg und schließlich Ministerialdirektor und Geheimer Medizinalrat in Berlin, wo er sich durch seine Wirksamkeit für Säuglingspflege und auf verwandten Gebieten einen Namen gemacht hat.

An dem Begräbnis des Veters Karl Meyer in Berlin habe ich von hier aus teilgenommen.

Doch ich kehre zurück zu meinem Oheim, Karl Meyer d.Ä., dem Bruder meiner Mutter.

Einige Zeit nach dem Tode seiner ersten Frau, bei uns "Tante Hannchen" genannt, die ich nicht kennen gelernt habe, verheiratete er sich noch einmal mit der uckermärkischen Pfarrerstochter Emma Sauberzweig. Die Heirat kam zustande, wie es bei Missionaren nicht selten ist, ohne dass sich die Brautleute vorher kannten, auf Empfehlung von eifrigen Freunden der Mission. Fräulein Sauberzweig reiste nach Afrika und lernte erst dort ihren künftigen Gatten kennen. Beide haben sich aber gut ineinander gefunden, und es ist eine glückliche Ehe geworden, aus welcher noch 5 Kinder, 3 Söhne und 2 Töchter, hervorgegangen sind. Nur ein dunkler Schatten lagerte sich über dieses Familienglück dadurch, dass unser armer Onkel bald bedenklich gemütskrank wurde, in traurige Schwermut verfiel. Die Ärzte hielten einen Klimawechsel für notwendig, der Onkel erhielt daher Heimaturlaub, und wirklich bewährte sich der ärztliche Rat in überraschender Weise. Schon auf der Reise, die er in Begleitung seiner Frau und mehrerer kleiner Kinder machte, besserte sich sein Zustand, und er kam eigentlich gesund im Vaterlande an. Es wäre wohl am besten gewesen, wenn er hier hätte bleiben können, und es ist auch versucht worden, ihn in einem heimischen Pfarramt unterzubringen, doch sind diese Versuche daran gescheitert, dass er nicht studiert und die erforderlichen Prüfungen nicht abgelegt hatte. So ging er wieder nach Afrika zurück in den Missionsberuf. Dort aber stellte sich leider das alte Leiden wieder ein, sodass er diesen Beruf endgültig aufgeben und nach Deutschland zurückkehren musste. Er hat von da an hier in Quedlinburg gelebt, der alten Vaterstadt, wo seine Kinder die nötigen Ausbildungsgelegenheiten fanden. Herr Gustav Dippe, sein alter Schulfreund, dessen Samenzuchtbetrieb gerade damals den gewaltigen Aufschwung genommen hatte, der ihm Weltruf gegeben hat, bot ihm an, in seinem Betriebe eine Anstellung zu übernehmen. Darauf ging der Onkel dankbar ein und wurde noch in seinen alten Tagen Kassierer bei der Firma Dippe, welches Amt er mit größter Gewissenhaftigkeit noch manches Jahr bekleidet hat. Indessen schließlich stellte sich das

alte Leiden wieder ein, der Onkel musste seine Stelle aufgeben und verfiel gänzlich einem entsetzlichen Trübsinn. Er hielt sich für einen der Verdammnis verfallenen Sünder, für den es keine Rettung gäbe. In dem Banne dieser traurigen Vorstellung hat er unsäglich gelitten, sodass er es zuletzt nicht mehr hat ertragen können. In einem unbewachten Augenblicke hat er durch Erhängen seinem, wie er meinte, verfehlten Leben selbst ein Ende bereitet.

Es ist das eins der traurigsten, dunkelsten Erlebnisse, deren ich mich erinnere. Habe ich je einen ernsten, gewissenhaften, frommen Mann kennen gelernt, so ist es mein Oheim Karl Meyer gewesen. Dass er dies traurige Ende gefunden hat, ist ein Zeugnis, welch unheilvollen Einfluss körperliches Leiden, denn um solches hat es sich im Grunde wohl gehandelt, auf den menschlichen Geist ausüben kann.

Unsere liebe Tante, Frau Emma Meyer, geb. Sauberzweig, war natürlich durch diesen Tod ihres Gatten schwer getroffen, und es ist ihr schwer geworden, ihn mit den traurigen Begleitumständen in Einklang mit ihrem Glauben zu bringen. Aber sie war eine starke Persönlichkeit und hat sich durch dies Dunkel ritterlich durchgekämpft. Aber der schwere Schlag, der sie betroffen, sollte nicht der einzige bleiben.

Ihr Mann hinterließ ihr fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Die Ausbildung derselben ist ihr wesentlich erleichtert durch das hochherzige Testament des reich gewordenen Herrn Gustav Dippe, in dem er auch seines treuen Beamten und Schulfreundes Karl Meyer, unseres so unglücklich verstorbenen Onkels gedacht hat. Dessen Witwe durfte Zeit Lebens gegen eine bescheidene Miete in ihrer, der Firma Dippe gehörigen Wohnung bleiben und erhielt eine Pension für sich und ihre Kinder bis zu deren Berufsausbildung. Nicht lange aber nach dem Tode des Vaters erkrankte ihr zweiter Sohn, Johannes, der das Technikum in Köthen besuchte, an einem Lungenleiden. Er war hoch aufgeschossen und dabei schmal geblieben und hatte wohl in jugendlichem Übermut wenig auf seine Gesundheit Rücksicht genommen. Die Tante musste ihn nach Hause nehmen und an der Schwindsucht traurig dahinsiechen sehen. Er starb im Juni 1902, ein Vierteljahr nach meinem Amtsantritt hier, und sein Begräbnis war eine der ersten größeren Amtshandlungen, die ich hier zu verrichten hatte.

Und ein dritter, schwerer Schlag ließ nicht lange auf sich warten. Von den beiden Töchtern war die ältere, Magdalene, zur Lehrerin ausgebildet und als Hauslehrerin in einem ostfriesischen Pfarrhause tätig, ein feines begabtes Mädchen und schöne stattliche Erscheinung. Während der Krankheit des Bruders hat sie einige Wochen an dessen Pflege teilgenommen und sich dabei wohl eine Ansteckung zugezogen. Denn bald nachher ist sie am Orte ihrer Tätigkeit ebenfalls an der Schwindsucht erkrankt und der heimtückischen Krankheit schnell erlegen.

Von den beiden Söhnen hatte der ältere, Dietrich, ein junger Mann von seltener Größe, den dringenden Wunsch, Seeoffizier zu werden. In der Verwandtschaft wurde ihm das als Hochmut ausgelegt. Er hat es aber durchgesetzt, und es hat sich bewährt; denn er ist ein hervorragend tüchtiger Offizier geworden und hätte es wohl zu hoher Stellung gebracht, wenn nicht der unglückliche Ausgang des Krieges auch seiner Laufbahn, wie der so vieler Offiziere, ein Ende bereitet hätte. Nach dem Kriege ist er längere Zeit mit Erfolg in der Weltfirma Dunlop tätig gewesen, zuletzt als Direktor einer Fabrik in Hanau, ist aber, weil er mit sozialen, richtiger unsozialen Maßnahmen der Firma nicht einverstanden war, vor Jahren ausgeschieden und lebt gegenwärtig von seiner Offizierspension in Tübingen. Er hat sich ziemlich spät verheiratet mit der geschiedenen Frau eines Kameraden und hat zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter.

Der zweite Sohn, Martin, mein Patenkind, geboren 1883, wurde, besonders wohl auf den Rat des Oberpfarrers Erbstein hier, eines Freundes der Familie, nach dem Tode des Vaters auf die Landesschule zur Pforte gebracht, konnte sich aber, das Leben in der Familie gewohnt, dort durchaus nicht einleben und setzte es bei seiner Mutter durch, dass sie ihn wieder nach Hause nahm. Er hat dann als sehr fleißiger Schüler das Gymnasium hier vollends durchgemacht und darauf Theologie und Philologie studiert, auch das pädagogische Konvikt am Kloster U.L. Frauen zu Magdeburg durchgemacht und ebenso durch Ablegung der theologischen Prüfungen die Anstellungsfähigkeit im geistlichen Amte erworben. Er hat lange und mit seltenem Fleiße studiert, war über seinen Studien eine Zeit lang ein Sonderling und beinahe menschen-scheu geworden., hat sich aber durchgekämpft, sich für den Lehrerberuf entschieden und ist nun schon seit vielen Jahren ein tüchtiger Religionslehrer am Magdeburger Gymnasium. Er lebt mit seiner Familie streng vegetarisch und erfreut sich dabei eines trefflichen Gesundheitszustandes. Da seine Ehe kinderlos geblieben ist, hat er mit Einwilligung seiner Gattin drei Kinder angenommen, die er mit Liebe und Sorgfalt erzieht. (1935 noch ein viertes.)

Endlich ist noch von der jüngeren Tochter meines Onkels Karl Meyer zu reden, Mathilde. Sie ist im hiesigen städtischen Krankenhaus zur Schwester ausgebildet und dann in den Evang. Diakonieverein eingetreten. Als Schwester dieses Verbandes war sie im Kriege in einem Lazarett in Elbing tätig und pflegte dort einen verwundeten Offizier aus Ostpreußen namens Federmann. Dieser hielt nach seiner Genesung bei ihrer Mutter um ihre Hand an, und sie verheirateten sich noch während des Krieges. Ich selbst habe sie getraut. Die Ehe, der ein Sohn Hans Joachim entsprossen ist, ist leider keine glückliche geworden. Federmann nahm ebenfalls nach dem Kriege den Abschied, hat sich aber wohl kaum ernstlich um einen neuen Beruf bemüht und, als ihm ein solcher eröffnet wurde, sich nachlässig und hochmütig gezeigt, sodass unsere Base Mathilde sich von ihm hat scheiden lassen. Er ist als der schuldige Teil am ehelichen Zerwürfnis erkannt, in seine osteuropäische Heimat zurückgekehrt und lässt hier nichts mehr von sich hören. Seine geschiedene Frau bemüht sich, neben dem Anteil an der Pension des Mannes, der ihr zugesprochen ist, etwas zu verdienen, und sie leistet seit Jahren mit geringen Unterbrechungen ständig Nachtwache im hiesigen Krankenhaus.

(Es folgt hier ein Abschnitt über die Goldene Hochzeit von Martin Klewitz. Dies ist durch die Chronologie der Ereignisse zu erklären.)

Goldene Hochzeit am 1. Ostertage 1935

Einen überaus schönen Festtag durften wir am 1. Ostertage 1935 erleben, den Tag unserer goldenen Hochzeit. Am 21. April 1885 haben wir Hochzeit in Erfurt gehabt und sind in der Barfüßerkirche daselbst durch meinen Vater, damals Pfarrer und Superintendent in Eilsleben, Bezirk Magdeburg, getraut. Da wir beide nicht mehr ganz jung waren, etwa 30 Jahr, hätten wir kaum damit rechnen können, einmal die goldene Hochzeit miteinander zu erleben, und nun hat Gottes Gnade es uns doch geschenkt. Ich gedenke dabei zunächst unserer silbernen Hochzeit, die wir am 21. April 1910 feiern konnten. Schon damals ist uns viel Ehrung und Freundlichkeit widerfahren. Es war schon zweimal das Leid in unserm Familienkreise eingekehrt: einmal durch den frühen mit schwerem Leiden verbundenen Tod unserer am 18. Januar 1896 geborenen und schon am 14. Februar desselben Jahres wieder verstorbenen lieben kleinen Elisabeth, an den sich gleichzeitig eine schwere, lebensgefährliche Erkrankung unserer Mutter, meiner lieben Frau, an Venenverstopfung anschloss, und sodann zu Anfang des Jahres 1905 die traurige Erkrankung und der frühe Tod unseres geliebten dritten Sohnes Albert. So schwer es auch besonders meiner guten Frau geworden war, diese schweren Schläge zu überwinden, was eigentlich nie ganz geschehen ist, so waren sie doch im Laufe der Jahre einigermaßen in den Hintergrund gerückt, und andererseits hatte sich unser Leben doch in mancher Beziehung freundlich gestaltet. Es war von unschätzbarem Vorteil für die Familie, dass ich im Jahre 1902 eine Pfarrstelle hier in Quedlinburg erhielt, wo höhere Schulen uns die Ausbildung unserer Kinder wesentlich erleichterten. Dazu fand ich hier in meinem Amte unverdiente Anerkennung. Obwohl mir nach meiner Berufung nach Quedlinburg im Konsistorium zu Magdeburg ausdrücklich erklärt worden war, dass ich bei dem bald zu erwartenden Abgang des Oberpfarrers Erbstein nicht auf ein Aufrücken rechnen könne, so wurde ich doch, als dieser im November 1904 in den Ruhestand trat, zu seinem Nachfolger erwählt und bestätigt, und kaum zwei Jahre später auch mit der Führung des Ephoralamtes betraut. Auch eine schöne neue Oberpfarre wurde 1906-7 gebaut, die wir zuerst beziehen und bewohnen durften. Eine schwere Erkrankung unseres lieben Siegfried, 1902, damals Alumnus in Pforte, war glücklich überwunden, und so konnten wir doch mit viel Dank 1910 unsere silberne Hochzeit begehen. Wir feierten sie in dem damaligen „Kasino“ (Adelheidstraße 1, das später in den Besitz der Firma Dippe übergegangen ist. Verschiedene Verwandte waren dazu erschienen, und Siegfried und Hanns hatten hübsche, scherzhafte Gelegenheitsgedichte dazu gemacht. Ein schönes Gruppenbild der Familie wurde vom Photographen Wendt aufgenommen, in das auch das Bild unseres seligen Albert mit eingefügt wurde.

Seitdem hatte sich nun Großes und Trauriges ereignet. Unser lieber Siegfried war 1912 von neuem schwer erkrankt und erst nach Jahren wieder ganz genesen. Dann war der Krieg mit allen seinen traurigen Folgen hereingebrochen und hatte auch uns schwerste Verluste gebracht, zwei unserer geliebten Söhne, Gotthard und Martin, aus unserer Mitte gerissen. Unser Vermögen war uns durch die dem Kriege folgende Geldentwertung genommen. Andererseits hatten alle vier uns gebliebenen Kinder inzwischen einen eigenen Hausstand gegründet, und die Zahl unserer Enkel war auf neun angewachsen, von denen der älteste bereits studiert. Zu Ostern 1925 war ich in den Ruhestand getreten, und am 20. August 1934 hatte ich im Kreise der Familie meinen 80. Geburtstag festlich begangen.

Nun nahte der Tag unserer goldenen Hochzeit, der 21. April 1935. Natürlich war in der Familie der Wunsch

lebendig, ihn festlich zu begehen. Indessen mein geschmälertes Ruhegehalt erlaubte mir nicht, ein Fest zu veranstalten. Den letzten kleinen Rest meines persönlichen Vermögens hatte ich zur Feier meines 80.Geburstages im August 1934 verwendet. Zum Glück besaß Mutter noch ein Sparkassenguthaben, das in der Hauptsache aus den Renten stammte, die vor Jahrzehnten ihr guter Vater für sie gesichert hatte, und von denen sie auch jetzt noch wenigstens einen Aufwertungsbetrag bezieht. Obwohl sie einer größeren Feier abgeneigt war, ließ sie sich doch schließlich bereit finden, aus diesem das Fest zu bezahlen. Freilich war zu Anfang des Winters 1934/35 ihr Gesundheits- und Kräftezustand so bedenklich, dass wir nur mit Sorge an die erwünschte Feier denken konnten, aber gegen Ende des Winters besserte sich ihr Zustand über Verhoffen, sodass wir mit einiger Zuversicht dem Tage entgegen sehen konnten.

Es traf sich wundervoll, dass dieser gerade auf den 1.Ostertag fiel, an dem unsere Kinder alle Zeit zum Feiern hatten. Wegen des noch immer geschwächten Zustandes unserer Mutter waren die Kinder gegen jede Ausdehnung des Festes über den engsten Familienkreis hinaus. Aber es ließ sich doch kaum vermeiden, die hier am Orte wohnenden Verwandten hinzuzuziehen, zumal diese z.T. Familienmitglieder als Gäste aufnehmen wollten. Ferner war es unser großer Wunsch, unsere treuen Freunde von Möckern her, Frau Sanitätsrat Nauwerk, mit der wir die glücklichsten Zeiten unserer Ehe verlebt haben, zu unserem Jubelfeste an unserer Seite zu haben, und auch unsere langjährige treue Dienerin, Dorothee Liebau, die jetzt meine alten Schwestern in Ballenstedt betreut, sollte nicht fehlen. Konnte doch ohnedies meine 85jährige Schwester Marie ohne ihre Begleitung kaum die Reise machen! – Von den Enkeln konnte leider der älteste, Wilhelm Klewitz aus Schönebeck, der zu meinem 80.Geburstage die Enkel würdig vertrat, diese Mal nicht teilnehmen, da er z.Zt. in Königsberg studierte, und sein zwei Jahre jüngerer Bruder Martin ist als großer Wanderer und strenger Alkoholgegner derartigen Festen abgeneigt. Die übrigen Enkel mit Ausnahme des jüngsten, Albrecht Sachse, haben mitgefeiert und sich durch allerliebste kleine Aufführungen um die Gestaltung des Festes sehr verdient gemacht.

Einige Tage vor dem Fest erschien in unserem Hause der Photograph, um im Auftrage des Herausgebers unseres Kreisblattes ein Bild von uns aufzunehmen, das dann mit einem kleinen Begleitbericht am Sonnabend vor Ostern im Kreisblatt erschien und sehr beachtet worden ist. Es wurde allgemein als sehr gelungen gerühmt und hat offenbar vielen Bekannten Freude gemacht.

Auch sonst begann die Feier für uns bereits am Sonnabendnachmittag. Herr Superintendent Schmidt erschien mit zwei älteren Amtsbrüdern, den Pastoren Weber aus Diftfurt und Richter von den Neinstedter Anstalten, um uns die Segenswünsche der Pfarrer des Kirchenkreises darzubringen, ebenso Herr Pastor Meyer von St.Nikolai mit den Kirchenältesten Bormann und Bendert (?) sowie der Vorstand des Kirchengesangvereins. Die ersteren überbrachten als Geschenk der Amtsbrüder eine schöne Tischlampe, die wir recht nötig brauchten, und der Gemeindegemeinderat schenkte uns ein schönes Buch über geistliche Kunst. Hierbei war unser lieber Schwager und Bruder Karl aus Berlin zugegen, der mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn, dem Ehepaar Kaebel, als Festteilnehmer gekommen war. Er hatte ebenso wie meine Schwester Marie, jetzt das älteste Glied der Familie, vor 50 Jahren unsere grüne Hochzeit mitgefeiert, damals noch Schüler in Pforte und jetzt Geh.Kriegsrat i.R. Er hat ein inhaltreiches Berufsleben hinter sich. Zuerst Offizier, ging er wegen eines rheumatischen Leidens zur Intendantur über, hat in verschiedenen Friedensgarnisonen in höherer Stellung, in China nach dem Boxeraufstande und in Südwest-Afrika nach dem Aufstande der Herero und schließlich im Weltkrieg als Feldintendant Dienst getan. Er hat sich erst spät verheiratet und hat nur eine einzige Tochter, Frau Leni Kaebel.

Der 1.Osterfeiertag, unser eigentlicher Festtag, war von wunderbarem Wetter mit strahlendem Sonnenschein begünstigt. Da ich an dem Tag nicht zur Kirche gehen konnte, besuchte ich früh um 8 Uhr die Osterandacht auf dem städtischen Friedhofe, welche von Pastor von Stein gehalten wurde. Als ich ins Haus zurückkehrte, das sich schon mit Blumenspenden zu füllen begann, erschien ein früheres Mädchen von uns, Martha Görlitz, die mich schon wiederholt zu meinen Geburtstagen durch Gesänge erfreut hat, mit zwei Freundinnen aus dem Jugendbund für entschiedenes Christentum, um mich mit einigen schönen Liedern zu begrüßen. Im weiteren Verlauf des Vormittags kamen unsere Nachbarn vom Pfarrhaus her, Herr Kaufmann Meltendorff und Frau Lotte Jordan, geb. Häger, sowie unsere jetzigen Nachbarn Werner Hamm und seine Mutter, um uns zu beglückwünschen. Um 11 Uhr kam Frau San.Rat Nauwerk und ihr Sohn Dr.med.Albrecht Nauwerk aus Möckern im Auto an mit einem schweren Frühstückskorb als Festgabe und einem Strauß schöner Rosen von Gräfin Aga vom Hagen in Möckern.

Auf 12 Uhr war unsere Einsegnung in der Kirche angesetzt.

Zur Fahrt dorthin hatte uns Vetter Rudolf Schreiber sein schönes Auto zur Verfügung gestellt. Da wir zu früh ankamen, mussten wir am Eingang der Kirche warten, bis alle Gäste sich gesammelt hatten. Dabei erlebten wir eine

große freudige Überraschung. Wir hätten ja gern unsere Neffen, die Söhne meines verstorbenen Bruders Johannes, eingeladen, die sich immer sehr verwandtschaftlich zu uns gehalten haben, hatten aber aus den oben angedeuteten Gründen davon abgesehen; und nun begrüßten uns hier Felix Klewitz, Professor der Medizin an der Universität Marburg, und Gaston Klewitz, Major a.D. in Stettin, dieser mit seiner liebenswürdigen Frau Eva geb.Dotti, seinem Sohne Gaston und seiner Tochter Revigna. Sie waren tags zuvor mit dem Auto hierher gefahren und im „Bär“ abgestiegen, um an unserer Feier teilzunehmen. Rücksichtsvoller Weise kamen sie nicht zum Essen, sondern sind nach der kirchlichen Feier nach Thale gefahren, und haben im Waldkater gegessen. Zum Kaffee und zum Abendessen waren sie aber bei uns und haben die Abendstunden dann noch bei Richard verbracht, um am nächsten Vormittag die Tanten in Ballenstedt zu besuchen.

Als alle Festteilnehmer sich in der Kirche versammelt hatten und auch geläutet worden war, setzte sich unser Zug durch den Mittelgang nach dem Altar in Bewegung. Herr Pfarrer Meyer führte selbst ihn an, und unsere beiden kleinen Enkeltochter Ursula und Dorle Sachse streuten Blumen vor uns her. Im Altarraum hatte sich eine größere Zahl von Gemeindegliedern eingefunden, die an der Feier teilnehmen wollten. Diese eröffnete der Kirchenchor mit dem 91.Psalm: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt“, dann sangen wir gemeinsam das Lied „Bis hierher hat mich Gott gebracht“ und Pfarrer Meyer sprach dann über das Wort Psalm 68,20: „Gelobet sei der Herr täglich! Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch.“ Nachdem wir dann die ersten beiden Strophen von „Lobe den Herrn“ gesungen hatten, verlas der Prediger ein Glückwunschschreiben des Konsistoriums und überreichte uns dann die von diesem uns gestiftete Ehejubiläumsmedaille und im Namen der Gemeinde eine Bibel und ein Gedenkblatt mit dem Bilde der Nikolaikirche. Nach dem über uns gesprochenen Segen sang der Kirchenchor noch ein Lied und die Gemeinde die vierte Strophe des Lobliedes „Lobe den Herrn, der deinen Stand sichtbar gesegnet.“

Von der Kirche begaben wir uns in den Gasthof „Quedlinburger Hof“, wo wir für unser gemeinsames Essen einen Saal für uns hatten, denselben, in dem wir schon meinen 80.Geburtstag gefeiert hatten. Die Kinder hatten für schöne Ausschmückung desselben Sorge getragen, wie auch der Altarraum mit Blattgewächsen geschmückt war, die Richard von der Firma Gebr.Dippe zur Verfügung gestellt waren.

Pastor Meyer konnte wegen weiterer Amtshandlungen nicht teilnehmen. Dagegen waren die Amtsbrüder durch Superintendent Schmidt und seine Gattin vertreten. Es fehlte aus dem Kreise der Kinder Siegfrieds Frau. Sie hatte vor kurzem ihre Mutter verloren und war in großer Sorge um ihre jüngere Schwester, welche auch bald darauf gestorben ist. Ebenso fehlten unsere beiden ältesten Enkel, Wilhelm und Martin Klewitz aus Schönebeck. Wilhelm, der bei der Feier meines 80.Geburtstages die Enkel würdig und geschickt vertreten hatte, weilte seit 1.April in Königsberg, wo er das heute geforderte „Ostsemester“ erledigt, und Martin, dem fanatischen Wanderer und Alkoholgegner, sind wohl Feste dieser Art nicht nach dem Sinne. Er verbrachte die Osterferien in der alten Heimat Mühlhausen, ohne dort eigentlich eine rechte Unterkunft zu haben, und besuchte uns erst nach dem Feste auf einige Tage. Die anderen, jüngeren Enkel erfreuten uns durch allerliebste kleine Aufführungen und Vorträge. Für Gotthard Klewitz aus Magdeburg hatte Siegfried ein schönes Gedicht gemacht, in dem er unserer verschiedenen Beziehungen zu Magdeburg gedachte. Gerhard und Ursula Sachse hatten uns schon am Nachmittag vorher mit Gedichten, von denen das eine Siegfried und das andere Dorle verfasst hatten, den Goldschmuck für die Feier überreicht und zwar denselben, den vor 40 Jahren meine Eltern zu ihrer goldenen Hochzeit getragen hatten. Beim Festessen erschien Gerhard als kleiner Konditor, indem er uns mit Anspielung auf die Tatsache, dass meine Vorfahren hier Jahrhunderte hindurch Bäcker gewesen sind, einen Kuchen zum Geschenke brachte. Ursula erschien als Frau des Osterhasen und brachte goldene Eier zum goldenen Feste und die kleine, zarte Dorle als Rotkäppchen, das der Großmutter Wein und Kuchen brachte. Der kleine Dietmar Klewitz aus Schönebeck kam als Schönebecker Bergmann und brachte Salz aus den Salzbergwerken. Ich selbst begrüßte zu Anfang die Gäste, während Siegfried die Festrede bei Tische hielt.

Als wir mit Essen fertig waren, erschien der Photograph und nahm wohlgelungene Bilder auf teils von der ganzen Festgesellschaft, teils von den Kindern in ihren Kostümen. Dann vereinte uns noch eine gemütliche Kaffeetafel und mit den Gästen von auswärts ein einfaches Abendbrot. Alles verlief in fröhlicher Stimmung und bester Harmonie, und es war eine Stimmung unter allen Teilnehmern, dass es ein schönes, wohlgelungenes Fest gewesen sei.

gez. Martin Klewitz

Ende Mai 1935

"Die erste Rede habe ich zwar getan", lieber Siegfried, so könnte ich mit Lukas, dem Verfasser der Apostel-

geschichte sagen, indem ich Deinem Wunsche gemäß zu Papier gebracht habe, was mit über die Verwandtschaft meiner Eltern in Erinnerung geblieben ist. Nun willst auch über meine Eltern selbst noch etwas wissen, und es ist wohl natürlich, dass sich dieser Bericht zu einem über unser Vaterhaus erweitert, zu dem ja auch meine Geschwister gehören. Das ist eine Aufgabe von gewissen Schwierigkeiten; denn man mag doch über Eltern und Geschwister nicht gern Urteile fällen. Die äußeren Erlebnisse der in Frage kommenden sind Dir ja wohl im allgemeinen bekannt. Aber vielleicht werden auch unter den Enkeln und Nachfahren sich noch einige finden, denen diese Aufzeichnungen von Wert sind. Wenigstens haben wir in unserer Jugend sehr gern den Erzählungen meiner Mutter aus ihrer Verwandtschaft gelauscht.

Ich bin im Jahre 1854 in Mückenberg, einem Flecken der Niederlausitz, im Kreis Liebenwerda geboren, wo mein Vater damals Pfarrer war. Offiziell führte er den Titel Diakonus, weil Mückenberg mit noch mehreren Dörfern zu der Gesamtgemeinde Bockwitz gehörte, wo der erste Pfarrer mit dem Titel Pastor wohnte. Es gehörte zu dieser Parochie, von Bockwitz pfarramtlich bedient, auch das namhafte Hüttenwerk Lauchhammer, das besonders auch den Kunstguss pflegte und sich durch die Herstellung mancher berühmter Denkmäler weithin einen Namen gemacht hatte. Eigentümer dieses bedeutenden Werkes und wie noch zweier anderer, auf sächsischem Gebiet gelegener, Riesa und Gröditz, war damals ein alter Herr, der frühere sächsische Staatsminister Graf von Einsiedel, der in Mückenberg in einem ansehnlichen Schlosse mit schönem Park wohnte. Er war der Kirchenpatron und hatte meinen Vater in die dortige Pfarre berufen. Nach einem Bilde, das mein Vater von ihm noch später besaß, sowie nach allem, was ich über ihn gehört, war er eine feine, aristokratische Erscheinung, wohl etwas steif, aber wohlwollend und freundlich, und erfreute sich allgemeiner Hochachtung und Verehrung in der Bevölkerung. Auch von kirchlicher Gesinnung war er und hatte wohl nicht ohne Absicht einen Mann von der Richtung meines Vaters zu seinem Pfarrer berufen. Die Studienzeit meines Vaters fiel in die Zeit des absterbenden Rationalismus und des siegreichen Aufstieges einer neuen Gläubigkeit, deren Vorkämpfer an der Universität Halle, die mein Vater neben Berlin besucht hatte, vor allem der damals noch junge, später als Studentenvater bekannt gewordene August Tholuck (s. Meyers Enzyklopädie) war. Sein dankbarer Schüler war mein Vater gewesen und hing an ihm mit großer Verehrung. Noch als ich 40 Jahre später, im Jahre 1875 nach Halle kam, trug mir mein Vater einen Gruß an den nun alt gewordenen Tholuck auf, und es war staunenswert, wie sich der alte Mann, durch dessen Leben und Wirken so viele Tausende von Studenten hindurchgegangen waren, sich sofort noch meines Vaters und meines älteren Bruders erinnerte, der ebenfalls ihm vor Jahren Grüße des Vaters übermittelt hatte. Im übrigen war Tholuck damals bereits eine Ruine. Er hatte noch einmal Vorlesungen angezeigt, aber seine Gattin wehrte die Studenten, die diese belegen wollten, freundlich ab und sorgte so dafür, dass sie nicht mehr zustande kamen. Bald auch darauf starb auch der berühmte Mann .

Mein Vater sprach wie gesagt, von ihm Zeit seines Lebens mit hoher Verehrung. Vom Rationalismus älterer Theologieprofessoren war zwischen ihm und seinen Freunden und Amtsgenossen immer nur als von einer völlig überwundenen, abwegigen Richtung die Rede, und wenn dies auch im allgemeinen den geschichtlichen Tatsachen entsprach, so hat doch eine spätere Zeit derselben etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Als ein Vertreter der neuen Gläubigkeit ist mein Vater im Jahre 1844 mit Feuereifer in sein erstes Amt in Mückenberg eingetreten und hat durch seine Predigten Eindruck gemacht; und wenn vielleicht der erste Eifer in späteren Zeiten nicht geblieben ist, so hat er seine gläubige Richtung doch durch das ganze Leben festgehalten.

Von meinem Geburtsort habe ich im übrigen nur ganz wenig Erinnerung, da ich durch die Versetzung meines Vaters schon im Alter von 4 Jahren ihn verlassen habe. Was mir in Erinnerung ist, gründet sich auch wohl mehr auf Erzählungen in der Familie und gelegentliche vereinzelte Besuche, die ich dort mit gemacht habe. Meine Eltern bewahrten noch lange eine treue Freundschaft mit dem gräflichen Rentmeister, Sekretär Müller, und seiner Frau, freundlichen, frommen Leuten. Frau Müller entstammte m. W. einer holländischen Familie, die zu den dortigen erweckten Kreisen gehörte. Die Tochter hat sich mit einem Pfarrer verheiratet, und der Sohn, Paul Müller, hat Theologie studiert und ist als Superintendent von Brandenburg a/H. gestorben.

Mückenberg war damals wohl ein stiller, ziemlich armer Ort. In späteren Zeiten hat er an Bedeutung sehr gewonnen als Mittelpunkt der Verwaltung eines namhaften Kohlenbergbaus. In meiner Kindheit ahnte wohl noch niemand etwas von den Schätzen, die dort in dem sonst dürftigen Sandboden verborgen waren.

Meine Mutter, die in ihrer Jugend nur eine Bürgerschule besucht hatte -eine höhere gab es damals für Mädchen in Quedlinburg wohl noch nicht- war von bescheidenem Wesen, aber recht eigentlicher Herzensbildung, voll Liebe und Hingebung und ungekünstelter, aufrichtiger Frömmigkeit. Wir Geschwister haben alle an ihr mit großer Liebe gegangen und ihr bis in unser eigenes Alter ein dankbares Andenken bewahrt. Während unser Vater choleri-

schen Temperamentes war und zu Heftigkeit neigte, war unsere Mutter geduldig und sanft. Die Folge war, dass wir Kinder uns zu ihr mit besonderem Vertrauen hingezogen fühlten. Es war uns kaum möglich, mit einem Anliegen uns an unseren Vater zu wenden. Immer musste die gute Mutter die Vermittlerin unserer Wünsche sein.

Im Jahre 1858 wurde mein Vater als Pastor und Superintendent nach dem einige Stunden entfernten Städtchen Elsterwerda berufen, damals ausgezeichnet durch ein Lehrerseminar, das in den schönen Räumen eines aus sächsischen Zeiten noch vorhandenen Schlosses untergebracht war.

Seine Arbeit war dort wohl recht reichlich; denn zur Gemeinde gehörten außer der 1800 Seelen zählenden Stadt noch drei benachbarte Dörfer. Außer dem Amte machte unserm Vater die Ausbildung der Kinder manche Arbeit. Gab es doch am Orte nur eine Volksschule mit damals sehr einfachem Lehrplan, und was wir Geschwister darüber hinaus lernen sollten, musste durch Privatunterricht erreicht werden, welchen zumeist mein Vater selbst erteilte. Mein älterer Bruder Johannes war auf das Gymnasium nach Torgau gebracht und kam später hierher nach Quedlinburg, wo er beim Großvater Meyer auf der Word Aufnahme fand. Mich dagegen hat mein Vater zur Aufnahme in die Landesschule Pforte, also für Untertertia, vorbereitet.

Meine Schwestern sind dabei entschieden zu kurz gekommen. Nur ein Pensionsjahr wurde für die ältere ermöglicht. Sie haben sich darüber im späteren Leben oft und mit Recht beklagt. Doch war es in den Verhältnissen begründet.

Das Einkommen unseres Vaters war damals ein sehr bescheidenes. Es betrug in Elsterwerda 800 Thaler jährlich. Die Superintendentengeschäfte wurden ehrenhalber unentgeltlich geführt. Anders wurde das, als im Frühjahr 1870 unser Vater in die Pfarrstelle von Eilsleben, Bez. Magdeburg, versetzt wurde. Diese war mit Acker reich dotiert, sodass sie ein Einkommen von 10 000 M gewährte. Unser Vater war aber durch die früheren dürftigen Verhältnisse so an Sparsamkeit gewöhnt, dass die neuen, für uns glänzenden Verhältnisse sich nur allmählich in unserem häuslichen Leben geltend machten. Nur unseren beiden jüngsten Schwestern, Therese und Agathe, kamen sie bald zugute, indem diese auf eine höhere Töchterschule nach Braunschweig gebracht und dort in eine gute Pension gegeben wurden. Den älteren Schwestern kann ich übrigeres zur Ehre nachsagen, dass sie trotz ihrer mangelhaften Ausbildung sich gut durchs Leben gefunden und eine gute Bildung sich angeeignet haben.

Besonders bitter hat den Mangel einer ordentlichen Ausbildung meine älteste Schwester Marie beklagt und empfunden, geboren am 28. August 1849 und zurzeit das älteste Mitglied unserer ganzen Familie. Da sie sich nicht verheiratet hat, wozu bei dem Mangel größeren Verkehrs in unserem Hause wenig Gelegenheit war, hat sie mehrfach versucht, in fremden Häusern sich nützlich zu machen. Weil sie aber keine besondere Ausbildung zu einem Beruf aufzuweisen hatte, waren diese Stellungen wohl mehrfach wenig befriedigend. Auch fehlte ihr wohl etwas die Gabe, sich den Wünschen und Ansprüchen Anderer anzupassen. So ist es gekommen, dass sie trotz unzweifelhafter Tüchtigkeit und redlichen Willens in dieser Tätigkeit im ganzen wenig Glück gehabt hat. Schließlich schien sich eine passende Betätigung zu finden, als unsere in der ganzen Familie geschätzte "Tante Therese", die unverheiratet, in bescheidenen Verhältnissen lebende Schwester meiner Mutter infolge Taubheit und fast gänzlicher Blindheit nicht mehr allein leben konnte. Marie sollte zu gemeinsamem mit ihr zusammen ziehen. Schon war auch eine Wohnung für beide hier auf dem Steinweg gemietet, da starb die alte Tante, noch ehe diese bezogen war. Meine Schwester bezog nun dieselbe allein und versuchte, durch eine Schülerpension sich eine Existenz zu verschaffen. Unser Hanns und unser Neffe Hans Zander aus Seehausen waren ihre ersten Pflegebefohlenen, die sie für sehr bescheidenes Entgelt betreut hat. Sie hat das eine Reihe von Jahren fortgeführt, aber auch hierbei nicht viel Erfolg gehabt, sodass sie schließlich ihre Bemühungen aufgab und in das Haus der Eltern zurückkehrte, die sich inzwischen (seit 1891), nachdem mein Vater in den Ruhestand getreten war, im benachbarten Ballenstedt ein neues Heim gegründet hatten. Mein Vater hatte dort, in der Nähe seiner geliebten Vaterstadt in guter Lage sich ein eigenes Haus erworben, in dem auch meine verwitwete Schwester Julie Beyer mit wohnte. Je älter und schwächer meine liebe Mutter wurde, desto mehr Gelegenheit fand sich für ihre Töchter, sie zu unterstützen und ihr schließlich die Sorge für den Haushalt ganz abzunehmen. Nach dem 1899 erfolgten Tode der Mutter haben die Schwestern, Marie als älteste an ihrer Spitze, unserem Vater den Haushalt geführt und ihn bis zu seinem 1912 erfolgten Tode gepflegt. Er ist 92 Jahre alt geworden und hat reichlich 20 Jahre im Ruhestand gelebt, in behaglichen Verhältnissen und im Verkehr besonders mit emeritierten Amtsbrüdern, deren damals eine große Zahl in Ballenstedt lebte. Nach seinem Tode haben die unverheirateten Töchter in seinem Hause ein Heim behalten. Allerdings konnten sie es, als durch die Geldentwertung nach dem Kriege ihr nicht unbeträchtliches Vermögen fast ganz verloren gegangen war, nicht mehr als ihr Eigentum halten und haben es gegen dauernde Lieferung der nötigsten Lebensbedürfnisse verkauft, dafür aber ein Wohnrecht für Lebenszeit behalten. Ein Mann aus dem Arbeiterstande, der es von ihnen unter diesen Bedingungen erworben hat, hat bisher seine

Verpflichtungen gegen sie gewissenhaft erfüllt, obwohl in den eingetretenen ungünstigen Zeiten diese Erfüllung eine schwere Last für ihn sein muss. Meine Schwestern leben bis heute in gutem Frieden mit ihm unter einem Dach.

Ganz anders hat sich der Lebenslauf meiner zweitältesten Schwester Jukunde gestaltet, geb. 27.1.1851. Bereits mit 16 Jahren hat sie sich verlobt mit dem trefflichen Kandidaten der Theologie Fritz Grüssmann. Wie ich schon erwähnte, bestand in Klosterwerda ein Lehreseminar, an dem in jedem Jahre die damals für Theologen vorgesehenen Sechswochenkurse abgehalten wurden. Die Kandidaten hatten sich bei unserem Vater als dem Superintendenten zu melden, und es entwickelte sich in der Regel ein freundlicher geselliger Verkehr mit ihnen. Zu einem solchen Kursus war -wohl 1867- mit zwei anderen zusammen der Kandidat Fritz Grützmann gekommen, Sohn eines verstorbenen Arztes in Nordhausen und damals Lehrer an der Privatschule und Töchterpensionat des Pfarrers Petzel in Schollene bei Rathenow. Er war ein ernster und tüchtiger junger Mann, fand Wohlgefallen an meiner noch so jungen Schwester Jukunde und hielt um ihre Hand an, die ihm nicht verweigert wurde. Es war dies der Anlaß, dass meine folgende Schwester Julie ein Jahr lang zu ihrer Fortbildung in das genannte Pensionat gegeben wurde. Leider war die Verbindung mit dem trefflichen jungen Manne für meine Schwester nur ein kurzes Glück. Es entwickelte sich bei ihm bald ein Lungenleiden, das sich als verhängnisvoll erwies. Als die Krankheit schlimmer wurde, kam Grützmann, da er kein Vaterhaus mehr hatte nun das Haus meiner Eltern als das seinige ansah, zu uns, um seine Genesung abzuwarten. Die Krankheit aber wich der ärztlichen Behandlung nicht, sondern führte zum Tode, der, wenn ich nicht irre, im Sommer 1868 erfolgt ist. Er wurde unter großer Teilnahme, besonders der Geistlichen der Ephorie, auf dem Friedhofe zu Elsterwerda begraben.

Die so früh vereinsamte jugendliche Braut brachte mein Vater zur Erholung und Ablenkung zu einem Jugendfreunde, Pfarrer Kämpf in Gudersleben bei Nordhausen. Von da kam sie als Stütze der Hausfrau oder Gesellschafterin in das Haus des Kommerzienrats Schreiber in Nordhausen und lernte dort einen Reisenden des Geschäftes kennen, Herrn Karl Teichmüller, dessen älterer Bruder Julius Teichmüller, Inhaber einer mechanischen Weberei in St. Andreasberg auf dem Harz, mit der Schwester Sophie unseres Fritz Grützmann verheiratet war. Sie verlobten sich miteinander und haben im Frühjahr 1873 in Eilsleben Hochzeit gehabt, wohin unser Vater im April 1870 versetzt war. Die Hochzeitsfeier fand im dortigen alten Pfarrhause statt, kurz ehe es abgebrochen wurde, um einem Neubau Platz zu machen. Das Hochzeitsessen allerdings wurde nach meiner Erinnerung im Cupet(?)schen Gasthof gehalten, weil dafür das alte Pfarrhaus keinen geeigneten Raum aufwies.

Mein Schwager Karl Teichmüller war in seiner Art ein ausgezeichnete Mann, ein tüchtiger und fleißiger Geschäftsmann, dabei ungemein bescheiden, freundlich und gefällig, auch von entschiedener persönlicher Frömmigkeit, doch ohne dieselbe in aufdringliche Weise hervorzukehren. Für seine Person war er sparsam und anspruchslos, aber ein gütiger und fürsorglicher Haus- und Familienvater.

Er begründete ein Agenturgeschäft in Kassel, das wegen des Vertrauens, das er wegen seiner Zuverlässigkeit und Rechtschaffenheit mit Recht genoß, einen guten Fortgang nahm und ihn zum wohlhabenden Mann gemacht hat. Leider hat er kein hohes Alter erreicht, sondern erlag in einem Alter, in dem er noch viel hätte wirken können, einem Magenkrebs. Meine Schwester hat als Witwe keinen eigenen Haushalt mehr geführt, sondern ihr Alter im Hause ihrer jüngsten Tochter Frieda verlebt, die mit dem Pfarrer Wilhelm Rausch in Buchenau in Hessen verheiratet ist. Dort ist sie im Alter von 75 Jahren an Altersschwäche ohne besondere Leiden heimgegangen am 2. März 1926. Bei ihrer Beisetzung in Kassel an der Seite ihres Gatten habe ich auf Wunsch der Angehörigen ihr die Grabrede gehalten.

Außer einem Kinde, das nur wenige Tage alt geworden ist, haben Teichmüllers vier Kinder gehabt, zwei Söhne und zwei Töchter. Der ältere Sohn, Karl, war äußerlich und innerlich seinem Vater sehr ähnlich, ein feiner, bescheidener und fleißiger Mensch. Er wurde Ingenieur, ist aber früh gestorben, soviel ich weiß, ebenfalls an Magenkrebs. Der zweite Sohn, Willi, hat Theologie studiert, war als junger Pfarrer im Dienste der Seemannsmission in England, dann Pfarrer in Hessen. Sein gegenwärtiger Pfarrort ist Niedermöllrich, Bez. Kassel. Er beschäftigt sich fleißig mit Jugendpflege und treibt eifrig Sport, hauptsächlich Schwimmsport und ist ein tüchtiger Flötenspieler.

Von Teichmüllers beiden Töchtern ist die ältere, Helene, verheiratet mit dem Kaufmann Paul Wilms in Düsseldorf, jetzt in Ratingen bei Düsseldorf wohnhaft. Zur Zeit seiner Verheiratung hatte er ein Baumaterialiengeschäft in Düsseldorf zusammen mit einem Herrn Rudersdorf. Beide gehörten den Gemeinschaftskreisen an, die Herr Rudersdorf in seiner Tischrede bei der Hochzeitsfeier als "die Kinder Gottes von Düsseldorf" bezeichnete. Ich habe diese Feier mitgemacht, weil ich auf Wunsch der Familie Teichmüller in der lutherischen Kirche von Kassel die Trauung vollziehen durfte. Soviel ich mich erinnere, wurde die Festfeier unter Ausschluß von Alkohol gehalten. Die beiden Herrn haben neben ihrem eigentlichen Geschäft längere Zeit eifrig mit Baugelände spekuliert, was bekanntlich ein

gefährliches und versuchungsreiches Geschäft ist. Wenn davon die Rede war, dass Paul Wilms damit viel Geld verdiene, pflegte mein Bruder Johannes, der ein kluger und welterfahrener Mann war, auf die Bauspekulanten das Wort anzuwenden: "Noch keinen sah ich fröhlich enden." Leider hat er damit vollkommen Recht behalten. Auf die Dauer konnte sich unser Neffe Wilms mit der Geschäftsgebarung seines Soziums trotz dessen aufdringlichem christlichen Bekenntnisses nicht einverstanden erklären und ist aus dem Geschäfte ausgeschieden. Bei der Auseinandersetzung glaubte er sich von demselben arg übervorteilt und hat deswegen einen endlosen Aufwertungsprozess mit ihm geführt, wie es scheint, aber ohne nennenswerten Erfolg. Während das Ehepaar Wilms früher in recht guten Verhältnissen lebte, haben sie später und meines Wissens auch jetzt noch knappe Zeiten durchlebt. Es kommt hinzu, dass Herr Wilms unter dem Einfluss apokalyptischer Anschauungen wohl dem geschäftlichen Leben mehr und mehr entfremdet ist und sich zu keiner tatkräftigen Tätigkeit wieder aufgeschwungen hat. Unsere treffliche Nichte Helene hat diesen Wechsel ihrer Lebenslage tapfer ertragen und sich weder in ihrem Glauben noch in ihrer gesunden Lebensauffassung irre machen lassen. Sie ist die kluge, fleißige und liebenswürdige Frau geblieben, die sie war und findet ein Gegengewicht gegen das Missliche ihrer Lage in der dankbaren Liebe und dem Wohlergehen ihrer wohlgeratener Kinder. Da ihre früheren Besuchsreisen zu den Tanten in Ballenstedt seit längerer Zeit aufgehört haben, habe ich sie lange nicht mehr gesehen. Heute ist sie, die ich einst getraut habe, längst mehrfache Großmutter und gewiss eine sehr liebevolle und fürsorgliche.

Teichmüllers jüngere Tochter, Frieda, die als Mädchen auffallend still und bescheiden nach der Art ihres Vaters war, ist eine tüchtige Pfarrfrau geworden, die ihrem Manne, Pfarrer Wilhelm Rausch in Buchenau bei Hersfeld, wacker zur Seite steht. Wilhelm Rausch, ein hessischer Bauernsohn, also besonders geeignet, eine ländliche Gemeinde zu verstehen und zu leiten, steht schon lange in seiner Buchenauer Gemeinde, gibt sich ihr in treuester Seelsorge, auch wohl äußerer Fürsorge, hin und ist mit ihr auf das Innigste verwachsen. Sein Haus erscheint mir als das Ideal eines ländlichen Pfarrhauses, nachdem ich beim Begräbnis meiner Schwester, seiner Schwiegermutter, einen Blick in dasselbe getan.

Das Ehepaar Rausch hat nur zwei Kinder, zwei Mädchen, die ihre wissenschaftliche Ausbildung in dem in Buchenau in einem alten Schlosse -es sind deren dort drei vorhanden- untergebrachten Landeserziehungsheim finden können, in dem sie unter einer Schar von Jungen die einzigen weiblichen Schüler gewesen sind, ihren männlichen Mitschülern ein Vorbild.

Sehr bescheiden hat sich der Lebenslauf meiner dritten Schwester, Julie, geboren am 5. Dezember 1852, gestaltet.

In den letzten Jahren in Elsterwerda, 1869, war dort ein tüchtiger junger Lehrer, Fritz Beyer, angestellt, der wegen seiner gesellschaftlichen Talente zum Verkehr in unserem Hause herangezogen wurde. So lernte er meine Schwester Julie kennen, und die beiden verlobten sich, zunächst wohl heimlich. Aus Standesvorurteilen war meinem Vater die Verbindung mit einem Volksschullehrer nicht genehm, und er verlangte, um seine Einwilligung zu geben, dass Beyer das Mittelschullehrer-Examen ablegen solle. Als dieser diese Bedingung erfüllte und in Dortmund eine entsprechende Anstellung erhielt, konnte mein Vater keine Einwendungen mehr machen und gab seine Einwilligung. Er konnte dies auch unbedenklich tun, denn Fritz Beyer war ein durchaus zuverlässiger, sittlich und beruflich tüchtiger Mann, der seine Tochter wohl glücklich machen konnte. So verheirateten sich die beiden, es muß im Frühjahr 1874 oder 1875 gewesen sein, und die Hochzeit wurde im neu erbauten Pfarrhause in Eilsleben gefeiert. Wir alle haben unseren neuen Schwager gern gehabt und hoch geschätzt, wozu wir auch allen Grund hatten. Nur mein älterer Bruder Johannes, damals Amtsrichter in Dorsten in Westfalen, konnte seinen Standesdünkel nicht überwinden und ließ seine Abneigung gegen die Verbindung deutlich merken, nahm auch unter einem Vorwand nicht an der Hochzeitsfeier teil, wodurch er unsere Schwester tief gekränkt hat.

Mit guter Zuversicht folgte sie ihrem Gatten, und ich erinnere mich noch, als wir am Abende das junge Paar zum Bahnhof brachten, noch aus dem Eisenbahnwagen heraus sagte: "Nun geht's ins Glück." Aber das Glück ist leider nur ein kurzes und schwer getrübt gewesen. Wohl lebten die beiden harmonisch miteinander bei bescheidener Einrichtung, und zwei liebe Kinder wurden ihnen geschenkt. Aber bei unserem Schwager stellte sich, sei es durch Vererbung, sei es durch Überanstrengung bei seinen Studien, bald ein Lungenleiden heraus. Es wurde mit Energie bekämpft, auch durch längeren Aufenthalt in Davos in der Schweiz, aber vergeblich. Fritz Beyer unterlag der heimtückischen Krankheit und ließ unsere Schwester als Witwe mit geringer Pension zurück. Auch die beiden Kinder hatten leider den Keim der Krankheit mit auf die Welt gebracht und sind früh daran gestorben, das eine in

Dortmund und das andere später im Hause meiner Eltern in Eilsleben, wohin unsere Schwester wieder zurückkehrte, nachdem sie einige Jahre in Dortmund als Handarbeitslehrerin gewirkt hatte, was ihre ebenfalls geschwächte Gesundheit auf die Dauer nicht aushielt.

Es war ihr drückend, dort untätig zu sein, und so schien es eine günstige Lösung der peinlichen Lage, dass sie im Jahre 1880 die Führung meines Haushaltes übernahm, als ich, noch unverheiratet, meine erste Anstellung als Pfarrer in Magdeburg erhielt. Wir haben vier Jahre in Magdeburg und dann noch ein Jahr in Henschleben in Thüringen in gutem Einvernehmen miteinander gelebt; nur dass ihr der Gedanke peinlich war, sie könnte mich durch ihre Anwesenheit vom Heiraten abhalten. Im Frühjahr 1885 fand durch meine Verheiratung unser gemütliches Zusammenleben ein Ende. Meine Schwester kehrte zum zweiten Male in das Elternhaus zurück. Als dann im Jahre 1890 mein Vater, in der Absicht, in den Ruhestand zu treten, ein Haus in Ballenstedt kaufte, es aber noch nicht beziehen konnte, siedelte auf seinen Wunsch Julie dahin über, um dann auch später mit darin zu wohnen, wozu das Haus genügend Platz bot. Dort hat sie nicht bloß bis zu dem 1912 erfolgten Tode unseres Vaters, sondern auch nach diesem zusammen mit den Schwestern Marie und Hermine gewohnt bis zu ihrem Tode. Sie starb an Auszehrung am 27. November 1927 im fast vollendeten 75. Lebensjahr. Dass sie bei ihrer angegriffenen Gesundheit und Schwächlichkeit ein solches Alter erreicht hat, ist uns wie ein Wunder erschienen. Auch sie war nämlich offenbar von dem Lungenleiden ihres Gatten angesteckt und erlitt in den Jahren, wo wir in Magdeburg zusammen wohnten, einen Blutsturz, der sich nicht weniger als zehnmal wiederholte. Fast allgemein war sie wohl damals aufgegeben, hat sich aber allmählich doch wieder erholt, hustete jeden Winter viel, kräftigte sich aber in den Sommermonaten immer wieder.

Durch ihr ruhiges und anspruchsloses Wesen war sie bei uns und unseren Kindern besonders beliebt und bildete einen Ausgleich zwischen den beiden Schwestern, mit denen sie im letzten Abschnitt ihres Lebens zusammenlebte und die in ihrer Wesenart sehr verschieden waren.

Da ich, geboren am 20. August 1854, im Alter auf Julie folge, dürfte es angezeigt sein, hier meinen Lebenslauf kurz anzufügen, soweit das nicht in einem anderen Hefte bereits geschehen ist.

Wie ich schon bemerkt habe, habe ich von meinem Geburtsort Mückenberg nur noch wenig Erinnerung. Ganz deutlich steht mir aber noch unsere Übersiedelung nach Elsterwerda vor Augen, wie wir in einer Kutsche fuhren und mein älterer Bruder Johannes neben dem Kutscher auf dem Bocke saß, unseren Hund Karo auf dem Schoße. Ich sehe noch die Girlande, die vor dem Pfarrhof über die Straße gezogen war, und wie die Jungen sich bemühten, mit Steinen darüber weg zu werfen. Vor dem Hause gab es einen großen, nach der Straße zu abgeschlossenen Hof mit Ställen, die wundervolle Spielplätze für uns waren, am schönsten der große Heuboden darüber. Auf einer Seite war der Hof durch ein Gebäude begrenzt, das ein Waschhaus und einen Wagenschuppen enthielt, in dem die Kutsche meines Vaters stand, die zu Besuchsfahrten und Visitationsreisen meines Vaters Verwendung fand. Die dritte Seite war durch eine Mauer begrenzt, die den alten Kirchhof begrenzte, in dessen Mitte die stattliche Kirche sich erhob mit einem hohen Turm, den zu ersteigen die selten erfüllte Sehnsucht jedes Elsterwerdaer Jungen war. Leider musste auch der Kirchhof, auf dem noch immer einige Grabsteine vorhanden waren, uns Kindern zum Spielplatz dienen. Hinter dem Pfarrhaus war ein mäßig großer, wenig fruchtbarer Garten, zur Hälfte mit Rasen und Obstbäumen, zur Hälfte mit Gemüse und Blumen bestanden. Der Eingang zum Haus war mit einer Laube aus Korneliuskirschen überwölbt, auf der Rückseite, im Garten grenzte an das Haus zwischen einem großen Birnbaum und Apfelbaum ein mit Pfeifenkraut (*Aristolochium*) überzogener viereckiger Platz, der Raum für kleine Gesellschaften bot und im Sommer gern benutzt wurde. Das geräumige und ansehnliche Haus, das nach unserer Zeit vorteilhaft umgebaut ist, war zu unserer Zeit altmodisch unpraktisch eingerichtet. Der Eingang, jetzt in die Giebelseite verlegt, war damals in der Mitte der Vorderfront, und führte in einen großen, mit Fliesen belegten Flur, der bis zur Hinterseite (Garten) hindurchging. Im oberen Stockwerk entsprach diesem ein so genannter Saal, d.h. ein gediehlter großer Flur mit offener Treppe. Auf diese Weise waren sowohl oben wie unten die Wohnräume in zwei getrennte Teile zerrissen. Auf der einen Seite befand sich oben und unten je eine große Stube und dahinter eine kleinere. Die untere war unsere Wohnstube, die obere die "gute Stube", die bei Festlichkeiten und den von meinem Vater als Superintendent zu haltenden Pastoren- und Lehrerkonferenzen benutzt wurde. Die Wohnstube hatte einen großen Kachelofen, der von der nach hinten anstoßenden, düstern Küche aus beheizt und auch zum Kochen benutzt wurde. Im oberen Stock lag der genannten "guten Stube" gegenüber auf der andern Seite das Zimmer meines Vaters, das Amtszimmer, gegenüber, die "Studierstube" genannt; hinter diesem wieder ein unheizbares kleineres Zimmer, das Schlafzimmer meines Va-

ters, in dem auch ich als Knabe mit geschlafen habe. Unten war diese Seite in übelster Weise verbaut. Während ganz unten sich nur ein Gelass für weißen Sand, die "Sandkammer" befand, in welche eingesperrt zu werden eine fürchterliche Strafmaßnahme für uns Kinder war, war auf halber Treppe eine Art Zwischengeschoß, sehr niedrig, eingebaut, das die Kinderstube und den Schlafrum für meine Mutter und meine Schwestern enthielt. Besonders das letztere war gewiss recht ungesund: ein lang gestreckter Raum mit einem einzigen kleinen Fenster in der Schmalseite. An die Treppe war auch die Mädchenkammer angebaut, deren Fenster nicht in das Freie, sondern in den hohen Hausflur ging. Dem Fenster des erwähnten Schlafzimmers gegenüber lag übrigens noch als besonderes Gebäude der Backofen, der auch längere Zeit noch benutzt wurde, indem meine Mutter selbst das Brot für die Familie buk.

Die Einrichtung meines Elternhauses war damals noch recht einfach. Im ganzen Hause war nicht ein einziger Raum mit Fußbodenanstrich. Die Dielen wurden vielmehr wöchentlich einmal gescheuert, z.Z. wohl auch mit weißem Sand bestreut, der immer im Hause gehalten wurde. Teppiche gab es nicht. Das erste dieser Luxusstücke haben meine Eltern zu ihrer silbernen Hochzeit geschenkt bekommen. Später, als sich die Einkommensverhältnisse gebessert hatten, sind manche neue Einrichtungsstücke beschafft; trotz aller Einfachheit und Sparsamkeit war aber unser Haus für Besucher stets gastlich offen.

Bald nach unserer Übersiedlung nach Klosterwerda begann für mich die Schule, in die man damals schon mit 5 Jahren eintrat. Irgend eine höhere Schule war in der kleinen Stadt nicht vorhanden. Am Seminar gab es eine Übungsschule für die Seminaristen, die von so genannten besseren Familien bevorzugt wurde. Da aber dadurch der allgemeinen Volksschule, die unserem Vater unterstand, die besseren Schüler entzogen wurden, hielt mein Vater darauf, dass wir die letztere besuchten. Das hatte insofern einen besonderen Nachteil, als die Bevölkerung vielfach recht arm war und Ungeziefer in der Schule eine gewöhnliche Erscheinung war. Damit hatten die Mütter daheim sehr zu kämpfen.

Die Volksschule stand damals noch nicht auf der heutigen Höhe. Lesen, Rechnen und Schreiben wurden gut gelehrt, obwohl, soviel ich mich erinnere, im Leseunterricht die Lautiermethode anstatt des Buchstabierens zu jener Zeit noch etwas Neues war. Das Hauptfach war der Religionsunterricht, mit welchem jedes Tagewerk begann. Wir lernten, obwohl das eigentlich wohl nicht sein sollte, die biblischen Geschichten nach unserem Buche wörtlich auswendig, ebenso die fünf Hauptstücke des Katechismus, viele Bibelsprüche und 40 Kirchenlieder, die mir auch mein Leben lang so ziemlich im Gedächtnis geblieben sind. Der Geschichtsunterricht beschränkte sich auf die vaterländische, d.h. die brandenburgisch-preußische Geschichte, ebenso der Unterricht in Geographie auf das Königreich Preußen mit seinen Provinzen; von der übrigen Welt erfuhren wir eben noch die Namen der wichtigsten Länder, Erdteile und Meere. Als ich später auf das Gymnasium nach Pforte kam, wurden dort die erforderlichen erdkundlichen Kenntnisse vorausgesetzt und Geographieunterricht nur noch ein Jahr lang in der untersten Klasse, Untertertia, erteilt. Aber auch in diesem Jahre konnte nichts Ersprießliches geleistet werden, da wir eine bunt zusammengewürfelte Schar, in der sich Einzelne befanden, denen die allereinfachsten geographischen Begriffe fehlten. So habe ich eigentlich überhaupt keinen ordentlichen Geographieunterricht gehabt, und es ist dadurch eine schmerzliche Lücke in meiner allgemeinen Bildung geblieben. Dabei hatten wir treue Lehrer, die unter den schwierigen, ärmlichen Verhältnissen das Mögliche leisteten. Besonders ist mir der Lehrer der ersten Knabenklasse Rektor Springer in ehrenvollem Gedächtnis geblieben, den auch mein Vater hoch schätzte. Leider war er kränklich und in sehr gedrückten wirtschaftlichen Verhältnissen, infolgedessen im Unterricht sehr reizbar.

Die Elsterwerdaer Volksschule habe ich bis zum Alter von 12 Jahren besucht, dann bin ich privatim für das Gymnasium vorbereitet worden. Es hatte dieses schon zwei Jahre zuvor begonnen. Es gab in Elsterwerda damals einen zweiten Geistlichen, der aber in der Stadt durchaus nichts zu tun hatte, dessen Gemeinde vielmehr einige Dörfer in der Umgegend waren, in die auch später die Pfarre verlegt worden ist. Dieser, Herr Pastor Mohr, mit meinem Vater befreundet, gab lateinischen Unterricht gegen das allerbescheidenste Entgelt. Bei ihm und später bei meinem Vater habe ich Latein und sonstige Gymnasialfächer gelernt, und es ist meinem Vater, der in seinem Amte reichliche Arbeit hatte, gelungen, mich für Pforte (Untertertia) reif zu machen. Das hatte freilich seine Schwierigkeiten. Damals begann der Unterricht im Griechischen bereits in Quarta. Es mussten daher bei der Aufnahmeprüfung in Pforte schon Kenntnisse in diesem Fache aufgewiesen werden, die normalerweise in einem Schuljahr erworben waren. Mein Vater fand aber erst ein Vierteljahr vor der Aufnahme in Pforte Zeit, griechisch mit mir zu treiben und auch da nicht selten erst am Abend spät. Die Folge war, dass meine Kenntnisse in Griechisch bei der Aufnahmeprüfung natürlich durchaus ungenügend befunden wurden und ich nur mit großen Bedenken aufgenommen wurde, als Vorletzter von allen Aufgenommenen. Nur ein Ungar rangierte noch unter mir als Letzter, der nicht lange auf der Anstalt geblieben ist. Es war zu Ostern 1868, dass ich so mit Mühe und Not in Pforte aufgenommen wurde. Bei der ersten Versetzung nach Jahresfrist erhielt ich aber den ersten Platz in meiner Ordnung, den ich durch alle Klassen bis zum Abgangsex-

amen behauptet habe.

Auch sonst war der Anfang in Pforte für mich recht schwer. Von Natur schüchtern und ohne Selbstvertrauen, war ich im Hause ganz unter Schwestern aufgewachsen, da mein 7 Jahre älterer Bruder frühzeitig aus dem Hause gekommen war. Nun fand ich mich plötzlich in ein Aumnat versetzt unter 180 Jungen ohne allen Familienanhang. Dazu herrschten damals an der Schule noch verschiedene rohe Gebräuche, durch welche die älteren Schüler die neu aufgenommenen peinigten und ängstigten. Sie sind dann glücklicherweise bald abgeschafft, aber ich habe noch unter ihnen zu leiden gehabt.

Einen tiefen Eindruck machte auf mich, der ich noch wenig von der Welt gesehen hatte, die schöne Umgebung der Schule, Berg und Wald, die ja bis in den Schulgarten hineinreichten, konnten mich innig begeistern. In den kleinen Ferien konnte ich wegen der weiten Entfernung nicht nach Hause. Da wurden dann kleine Wanderungen in die etwas weitere Umgebung unternommen. Die Pfingsttage durfte ich zweimal im Elternhause meines "Nebenstandes", d.h. Tischgenossen Gustav Müller, dem gastlichen Pfarrhause zu Liederstadt bei Nebra, im freundlichen Unstruttale am Fuße der Vitzenburg verleben. Der Weg dahin wurde zu Fuß gemacht. Eine Eisenbahn ist erst später ins Unstruttal hineingebaut. Im allgemeinen kamen wir wenig hinaus. Nur am Sonntagnachmittag durften wir 2 Stunden die Anstalt verlassen, die für die Primaner bis auf 4 Stunden verlängert wurden. Das gewöhnliche Ziel unserer Spaziergänge war dann das benachbarte Bad Kösen, wo uns der Besuch der Konditorei von Hämmerling gestattet war, und Naumburg, vor allem aber die herrlichen Buchenwälder, die unmittelbar an das Kloster grenzen. Für die Primaner, die auch in der Woche einmal einen kurzen Ausgang hatten, war die Gasthof zum Adler in dem Dorfe Altenburg, genannt Almrich, zum Besuche freigegeben mit einer Terrasse, die einen herrlichen Ausblick in das Saaleetal gewährt. Hier hatten viele Generationen schon Schülern schon verkehrt, und Bilder von ihnen, vor allem Abiturientengruppen, schmückten die Wände des von uns benutzten Zimmers. Die jedesmaligen Abiturienten verließen die Anstalt mit Extraposten und fuhren damit nach Naumburg. Dabei wurde jedesmal in Almrich Station gemacht und ein letzter Abschied von den Klassengenossen von der Prima gefeiert. Manch treuer Freundschaftsbund ist da besiegelt worden und manche Träne der Wehmut unter dem Einfluss des Alkohols geflossen. Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass nicht wenige Schüler, wohl gerade wegen der seltenen Gelegenheit dazu, beim Besuche von erlaubten und unerlaubten Wirtschäften zur Unmäßigkeit und Völlerei neigten. Gerade am Tage nach meiner Aufnahme war das aus Anlaß eines freien Spazierganges, der zur Feier der Einführung eines neuen Lehrers dem ganzen Cötus, so nannte man die Gesamtheit der Schüler, gewährt war, zum öffentlichen Ärgernis geworden. Zur Strafe dafür wurde der ganzen Schülerschaft auf ein Vierteljahr jeglicher Ausgang entzogen. Natürlich war ich armes Kerlchen an den Exzessen völlig unbeteiligt; aber es mussten die Unschuldigen mit den Übeltätern leiden.

Höhepunkte des Schullebens waren die in schönster Maienzeit gefeierten Schulfeste mit anschließendem Bergtag, der oben auf dem Knabenberge mit Kaffeezelten bei Musik und Tanz gefeiert wurde, und die von den Primanern und Obersekundanern aufgeführten Fastnachtsspiele, theatralische Aufführungen, die in der Turnhalle abgehalten wurden. Ohne Überhebung kann ich sagen, dass ich da, auf den Brettern, die die Welt bedeuten, mir einigen Ruhm erworben habe, sowohl auf dem Gebiet der heitern als der ernsten Muse. Als ich nach etwa 30 Jahren unsern lieben Siegfried nach Pforte brachte und auf der Fahrt von Naumburg nach Kösen einen alten Forstmann anredete, der mir noch als Vater zweier Mitschüler bekannt war, erinnerte sich dieser bei Nennung meines Namens sofort der Rollen, die ich einst als Schüler gespielt hatte, und ebenso ein aus meinen Schülertagen noch vorhandener Lehrer, der Professor Böhme. Einige Coupletstrophen, die ich dem Lustspiel "Elzevir" eingefügt hatte, sind lange noch in den Schülerkreisen lebendig gewesen und noch vor einiger Zeit im "Alten Pförtner" wiedergegeben worden, auch in den für seine Familie geschriebenen Lebenserinnerungen des Superintendenten und Professors Wilh. Buthorn in Merseburg abgedruckt. Leider habe ich sie bei der Aufführung nicht selbst gesungen, sondern in der Meinung, es gehöre ein besonderer Sänger dazu, den Vortrag meinem Freunde Brecht (gestorben als Oberstaatsanwalt in Hildesheim) überlassen, sodass ich die Beifallsstürme nur hinter der Szene anhören konnte.

Wichtiger ist, dass ich die Kriegszeit 1870-71 als Pförtner Alumnus erlebt habe. Die Wogen der Begeisterung gingen beim Eintreffen der glänzenden Siegesnachrichten hoch. Als am 3. September die Extrablätter mit der Kunde des Sieges von Sedan und der Gefangennahme Napoleons ausgerufen wurden, stürzten wir aus den Stuben und umarmten uns vor Freude. Die Übergabe von Metz wurde des Abends in der Turnhalle bei Pfannkuchen und Punsch gefeiert, der in großen Wasserbütteln hereingetragen wurde.

Meine Aufnahme erfolgte unter dem Rektorate des Rektors Peter. Er war eine ehrfurchtgebietende Gestalt, lang, hager, steif und mit schneeweißem Haar. In der gelehrten Welt hatte er sich einen Namen gemacht durch seine "römische Geschichte", die damals für die beste galt. Später ist die von Mommsen mehr in den Vordergrund getre-

ten. Das Abgangsexamen habe ich unter Rektor Herbst gemacht, der vorher Probst am Kloster U.L.Frauen zu Magdeburg gewesen war, wohl bei den Lehrern wenig beliebt, gegen die Schüler aber freundlich. Uns, seinen ersten Abiturienten, hat er viel Wohlwollen bewiesen, mir persönlich später noch, als ich ihn nach beendetem Studium in Halle wieder sah und er mir gern eine vorteilhafte Hauslehrerstelle verschafft hätte.

Besonders hoch schätzen wir als Lehrer den Professor Volkmann, der nach meiner Schülerzeit Rektor geworden ist. Von jüngeren Lehrern hatten wir den aus Halle stammenden Oberlehrer Dr. Werther sehr gern, der uns in Obersekunda einen hinreißenden Geschichtsunterricht gab. Er leitete übrigens unsere Fastnachtsspiele (später zweckmäßiger auf Martini verlegt) und hat mir s.Z. alles Ernstes empfohlen, Schauspieler zu werden.

Das dankbarste Gedächtnis bewahre ich meinem "Tutor", dem geistlichen Inspektor Professor Ferdinand Baeßler. Er war ein Dichter, übrigens ein sehr schlichter Mann. Sehr schlicht und nicht gerade anregend war auch sein Religionsunterricht; aber seine ganze Persönlichkeit hat doch einen bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen. Als Primaner war ich sein Famulus und hatte, wenn er den Gottesdienst hielt, meinen besonderen Raum neben der Sakristei, mit der Aufgabe, ihn zur Predigt abzurufen und dann durch die ganze, große Kirche nach der Eingangspforte zu gehen und diese abzuschließen. Dieser kleine kirchliche Dienst hat mir Freude gemacht.

Zu Ostern 1874 bestand ich meine Abgangsprüfung und verließ die Schule mit einem guten Zeugnis. Ich war von lange her an den Gedanken gewöhnt, dass ich Theologie studieren sollte, und es kam kaum etwas Anderes für mich in Frage. Als Universität wählte ich zunächst Leipzig, und es machte einen großen Eindruck auf mich, hier zum ersten male in eine Großstadt zu kommen. Die theologische Fakultät von Leipzig erfreute sich damals eines großen Ansehens, und als ihre Sterne galten die drei Professoren Kahais, Luthardt und Franz Delitzsch. Der letztere war geborener Jude, wie man sagte, erst als junger Mann getauft und darum ein feiner Kenner jüdischen Schrifttums und israelitischer Geistesrichtung, im übrigen ein innig frommer Christ und orthodoxer Theologe. Im Gegensatz zu seiner kleinen, jüdischen Gestalt war Dr. Luthardt innerlich und äußerlich eine vornehme, imponierende Erscheinung mit wundervoller Stimme, sehr umfassender Bildung und großer Überzeugungskraft in seinen Vorträgen. Umso schlichter war Professor Kahnis.

Er war der Ehrenvorsitzende und freundliche Förderer des theologischen Studentenvereins, in den ich durch Wilhelm Schneider, den Enkel des Vorgängers meines Vaters, eingeführt wurde. In diesem Verein lernte ich das studentische Leben und Treiben kennen, auch manchen trefflichen Studiengenossen, darunter auch Ausländer. Ein wenig habe ich auch genossen, was Leipzig in künstlerischer Beziehung bot. Allein in dem Leipziger Jahr habe ich Gelegenheit gehabt, öfters gute Theatervorstellungen zu besuchen. Mit Wilhelm Schneider hat mich von da an eine Freundschaft für das Leben verbunden. Wir trafen uns später wieder in Halle. Zuvor aber wurde mir der große Wunsch erfüllt, auch einmal nach Süddeutschland zu kommen, indem mir mein Vater erlaubte, für das Sommersemester 1875 nach Tübingen zu gehen. Theologisch habe ich in den wenigen Monaten dort kaum besondere Eindrücke empfangen, war aber übergücklich, einmal ein entferntes und zwar sehr schönes Stück des deutschen Vaterlandes kennen zu lernen. In den Pfingsttagen machte ich mit einigen Leipziger Freunden und Vereinsbrüdern eine Wanderung durch den südlichen Schwarzwald bis zum Bodensee. Den nördlichen Teil des Schwarzwaldes lernte ich im Herbst bei meiner Heimreise kennen, die ich über den Rhein nahm. Ich besuchte in Straßburg die Schwiegereltern meines Bruders und in Dortmund meine Schwester Julie Beyer.

Weitere vier Semester habe ich dann in Halle studiert, dessen Fakultät meiner theologischen Ausbildung das schließliche Gepräge gegeben hat. Nachdem ich ein Semester für mich gewohnt hatte, fand ich Aufnahme im Schlesi-schen Konvikt, das damals noch von Professor Köhler geleitet wurde, und habe demselben drei Semester angehört, eine große Vergünstigung, da Wohnung und Beköstigung damals dort völlig unentgeltlich gegeben wurden.

Es würde mich zu weit führen, auf die einzelnen theologischen Lehrer einzugehen. Gehört habe ich Köstlin, Schlottmann, Ruhm, Beyschlag, Köhler u.A.

Gesellschaftlich habe ich mich dem durch Absplitterung von der Sängerschaft Fridericiana damals neu entstandenen Akademischen Gesangverein angeschlossen, unter Professor Reubkes Leitung und dem Ehrenvorsitz von Robert Franz fleißig mitgesungen, auch manche frohe Stunde in dem Verein verlebt, mich aber später von ihm losgelöst, als er sich immer mehr verbindungs-mäßig gestaltete.

Im Herbst 1877 habe ich Halle verlassen und den Winter durch in meinem Vaterhause mich auf die theologische Prüfung vorbereitet. Eine beim Abgang von Halle mir gegebene Empfehlung des Professor Köhler an seinen

Schwager Kögel in Berlin hätte mir wohl den Eintritt in das Domkandidatenstift daselbst ermöglicht. Doch ließ ich mich von meinem Freunde Wilhelm Schneider bestimmen, zu Ostern 1878 eine Stelle an der Ackerbauschule zu Kloster Badersleben bei Halberstadt anzunehmen, an der er seit einem halben Jahre angestellt war. Ich habe dort zwei schöne, gemütliche Jahre verlebt, bin aber durch sie von der theologischen Wissenschaft doch etwas abgekommen. Meine Unterrichtsfächer waren Rechnen, Mathematik, Physik, Zeichnen und praktisches Feldmessen. So fernliegend mir diese Fächer waren, habe ich doch bei einer von der Provinzialverwaltung ausgehenden großen Revision recht gutes Lob geerntet und bei meinem Abgang vom Kuratorium ein glänzendes Zeugnis über meine Tätigkeit erhalten.

Von Badersleben aus habe ich beide theologischen Prüfungen erledigt, auch den damals für Theologen vorgeschriebenen 6wöchigen Informationskursus am Lehrerseminar zu Halberstadt.

Als ich im Dezember 1879 in Magdeburg das zweite theologische Examen machte, erhielt ich vom damaligen Generalsuperintendenten Möller das freundliche Anerbieten, sein Hilfsprediger am Dom zu werden. Doch scheiterte die Sache an dem Umstande, dass ich meiner Militärpflicht noch nicht genügt hatte. An meiner Stelle trat mein Mitexaminand Ernst Scharfe in die Stelle ein.

Meinem Vater war es sehr leid, dass daraus nichts geworden war, und er sprach sein Bedauern darüber gelegentlich gegen den Konsistorialrat Hohenthal in Magdeburg aus. Darauf veranlasste dieser, dass ich vom Konsistorium für die dritte Predigerstelle an der Johanniskirche in Magdeburg designiert wurde. Diese Stelle war eine streitige. Die Gemeindevertretung meinte, dass sie nur zeitweilig als Hilfspredigerstelle besetzt gewesen sei und weigerte sich, sie wieder zu besetzen. Das Konsistorium dagegen erklärte sie für eine fest fundierte Stelle und nahm bei Weigerung der Gemeindevertretung das Recht der Besetzung für sich in Anspruch. So kam ich in die Stelle gegen den Willen der Mehrheit der Vertretung. Im allgemeinen habe ich das nicht zu empfinden brauchen und habe vier schöne, an Anregungen und förderndem Verkehr reiche Jahre in Magdeburg verlebt. Als aber der zweite Geistliche Grün nach langem Leiden, während dessen ich ihn viel zu vertreten hatte, starb, ließ man mich es doch entgelten, dass ich der Gemeinde aufgedrängt worden sei, und ließ mich nicht aufrücken, wie ich es hätte erwarten dürfen. Da ergriff ich die erste Gelegenheit, um fortzukommen. Zwar nach Staßfurt zu gehen, wohin mich das Konsistorium schicken wollte, konnte ich mich nicht entschließen, weil ich damals ziemlich angegriffen war. Als aber der Herr Oberpräsident von Wolff für seinen Schwager, Herrn von Henning in Vehra bei Straußfurt einen Pfarrer suchte und durch Herrn Generalsuperintendenten D.Schütze auf mich aufmerksam gemacht war, nahm ich die Stelle ohne viel Besinnen an. So kam ich nach Ostern 1884 als Pastor nach Henschleben, Ephorie Weißensee in Thüringen.

Es waren zwei ganz kleine Dörfer, die ich zu versorgen hatte. Der Patron von Henning wohnt auf dem nahem Filial, und an jedem zweiten Sonntag, wenn der zweite Gottesdienst dort war, aß ich an seinem Tisch. Er war ein rechter Landedelmann, von ehrenhafter Gesinnung, aber etwas engen, konservativen Gesichtspunkten, seine Gattin aber eine durch Leiden geprüfte und bewährte tief gegründete Christin, zu der ich mit großer Verehrung aufgeschaut habe. Zwei blühende Kinder waren dem Ehepaare auf einmal an Scharlach gestorben, der Sohn war schwach begabt und ist später sogar irre geworden und die Tochter, die ihm geblieben war, taubstumm (!). Dem Sohne, Horst mit Namen, habe ich etwas Privatunterricht erteilt. Die Tochter war zu ihrer Ausbildung in einer Taubstummenanstalt in Berlin und hat später einen ebenfalls tauben Herrn von Pommer-Esche geheiratet, der nach dem Tode des Herrn von Henning die Besitzung übernommen hat. Ich bin nur zwei Jahre in Henschleben geblieben. Ohne all mein Zutun und ganz überraschend für mich erging an mich im Frühjahr 1886 eine Einladung des Grafen vom Hagen auf Schloß Möckern bei Magdeburg, dort eine Gastpredigt zu halten. Wie ich später erfuhr, war ich ihm durch den Superintendenten Pfeiffer in Cracau empfohlen worden, der mich von Magdeburg her kannte. Ich folgte der Einladung, und der Herr Graf übertrug mir als Patron gleich nach dem Gottesdienste die in Möckern frei gewordenen zweite Pfarrstelle, das "Compastorat". Nach Ostern siedelte ich dorthin über und wurde vom Superintendenten Pfeiffer, meinem nunmehrigen Vorgesetzten, eingeführt.

In Henschleben hatte ich mich verheiratet. Im Sommer 1875 hatte ich in Tübingen meinen künftigen Schwager, den stud. jur. Ernst Klewitz, Sohn des Geh. Regierungsrates Klewitz in Erfurt kennen gelernt, ohne indes ihm näher zu treten, und als ich im Mai 1883 zum großen Schulfest in Pforte war, fand ich dort seinen jungen Bruder Karl als Schüler vor. Dadurch hatte der alte Herr Geheimrat in Erfurt Kenntnis von mir erlangt und wollte mich veranlassen, mich um eine vakante Pfarrstelle in Erfurt zu bewerben. Ich konnte damals, wo ich einen schwerkranken Kollegen zu vertreten hatte, mich nicht von Magdeburg wegmelden. Als aber die Verhältnisse sich dort so gestalteten, dass sie dies wünschenswert machten, fügte es sich so, dass ich in die Nähe von Erfurt kam. Ich machte Besuch in dem Klewitz'schen Hause, wurde freundlich aufgenommen, und es entwickelte sich ein ziemlich lebhafter Ver-

kehr. Hierbei lernte ich die einzige Tochter des Hauses, Marie Klewitz, kennen und es ergab sich schließlich fast als eine Selbstverständlichkeit, dass wir uns verlobten. Dies geschah am 10. November 1884, dem Martinstage, der in Erfurt ein beliebtes Volksfest ist. Es machte mir Freude, als wir am Abend den großen Platz vor dem Dome besuchten, und Tausende von Kindern dort singen hörten: "Martin ist ein braver Mann." Mit größerem Rechte als dieses Lob durften wir den Psalm auf uns anwenden, den der Seminarchor von der Terrasse des Domes sang: "Der Herr ist mein Hirt; mir wird nichts mangeln." - Unsere Hochzeit war 14 Tage nach Ostern am 21. April 1885. Die Trauung vollzog mein Vater in der schönen Barfüßerkirche. Als Trautext hatten wir von ihm erbeten: Psalm 92,14: Die gepflanzt sind im Hause des Herrn ---. Nun haben wir, obwohl wir beide bei unserer Verheiratung nicht mehr ganz jung waren, durch Gottes besondere Gnade vor wenig Wochen, am 1. Osterfeiertage dieses Jahres, unsere goldene Hochzeit feiern können. Wenn bei unserer Einsegnung in der St. Nikolaikirche Herr Pfarrer Meyer das Wort Psalm 68, 20 zugrunde legte: "Gelobet sei der Herr täglich! Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch", so hat er dies getan im Hinblick auf die schweren Schläge, die uns in unserem Ehestande getroffen haben. Sie sollen uns aber den reichen Segen nicht vergessen lassen, der in demselben uns auch widerfahren ist. Acht Kinder sind uns geschenkt worden, und sie alle sind uns in Möckern geboren in dem alten, von wildem Wein bezogenen Pfarrhause, das kurz vor unserem Weggang zum Abbruch gekommen ist, der Älteste, unser Hanns, wenige Wochen nach unserem Einzug in dasselbe. 16 Jahre bin ich dort im Amte gewesen, 8 Jahre zusammen mit dem alten Pfarrer Otto und 8 Jahre mit dessen Schwiegersohne Koch. Etwa gleichzeitig mit mir kam, ebenfalls vom Grafen vom Hagen berufen, ein neuer Arzt nach Möckern, Dr. Eduard Dietrich, dessen Schwester Hannah mit einem Vetter von mir, dem Missionar Karl Meyer in Kimberley, Südafrika, verheiratet war. Er wohl ohne Zweifel in jeder Beziehung ein tüchtiger Mann, fand aber wegen des Wettbewerbs eines vom Magistraten nach Möckern berufenen Arztes wenig zu tun und verließ das Städtchen bald wieder, um Kreisarzt in Liebenwerda zu werden. Von dort kam er als Regierungs- und Medizinalrat nach Merseburg und schließlich nach Berlin ins Ministerium, wo er sich einen bedeutenden Namen erworben hat. Sein Nachfolger war Dr. Gustav Nauwerk. Das Doktorhaus lag dicht neben dem Pfarrhause, und bis zu unserem Weggange aus Möckern hat beide Häuser eine treue Freundschaft verbunden, die zwischen der Familie Nauwerk und der unsrigen auch heute noch besteht. - Meinen weiteren Lebenslauf und die Ereignisse in unserem Familienkreise habe ich in einem anderen Hefte bereits erzählt.

Dem Alter nach folgt auf mich meine Schwester Hermine, geboren am 12. Oktober 1856 in Mückenberg.

Leider ist an ihre Ausbildung nicht viel gewandt worden. Auch sie hat in Elsterwerda die Volksschule besucht und nebenher wohl etwas Unterricht von unserem Vater empfangen. Als 1870 unser Vater nach Eilsleben versetzt wurde, kam sie zur Schule nach Magdeburg. Auf den Rat seines Freundes, des Domküstlers Heinrich daselbst, wählte mein Vater für sie die Mittelschule. Das mochte wohl ihrer bescheidenen Vorbildung entsprechen; aber es ist meiner Schwester doch später drückend gewesen, dass sie keine höhere Schule besucht hatte. Später bestand der Wunsch, sie Lehrerin werden zu lassen, und sie war für das Seminar in Droyßig angemeldet, bestand aber die Vorprüfung, die ein Regierungsrat in Magdeburg abnahm, nicht. So ist sie zu Hause geblieben. Sie hat sich ziemlich verweichlicht und daran gewöhnt, sich vor Erkältungen u. dergl. zu hüten, hielt sich leicht für krank und ist auch mit der Zeit wirklich kränklich geworden. Immerhin hat sie es auch zu einem beträchtlichen Alter gebracht. Sie lebt jetzt, 79 Jahre alt in Ballenstedt mit unserer ältesten, jetzt 86jährigen Schwester Marie zusammen und hat neuerdings leider recht zu leiden.

Es folgt auf sie unsere Schwester Käthchen, am 18. Oktober 1858 geboren in Elsterwerda.

Über ihren Bildungsgang weiß ich nicht mehr Bescheid. Soviel ich mich erinnere, ist sie ein oder zwei Jahre im Petzelschen Pensionat in Schollene gewesen, wo unsere Schwester Julie s. Z. ihre Ausbildung empfangen hat. Sie war immer klug und nicht ohne Witz bei scharfer Beobachtungsgabe, aber still und zurückhaltend. Auf einen bestimmten Beruf hat auch sie sich nicht vorbereitet. Das hielt man damals nicht für so nötig wie heutzutage, sondern hat sich mit den anderen Schwestern zusammen im Haushalt betätigt. Je älter unsere liebe Mutter wurde, desto mehr nahmen meine Schwestern ihr die Fürsorge für den Haushalt ab, und als sie gestorben war, rühmte mein Vater besonders ihre Fürsorge. Fleißig und tätig ist sie bis in ihr Alter geblieben.

Eine Lebensaufgabe ergab sich für sie, als am 18. Februar 1899 ihre jüngere Schwester Therese, verehelichte Zander, unter Hinterlassung von drei Kindern starb und sie die Führung des Haushaltes bei dem verwitweten Schwager und die weitere Erziehung der verwaisten Kinder übernahm. Mein Schwager Zander, Apothekenbesitzer in Seehausen, Kr. Wanzleben, war von dem unerwarteten Tod seiner Frau so niedergedrückt, dass er seine Apotheke verkaufte und einstweilen in Ballenstedt privatisierte. Es ergab sich dann fast von selbst, dass er, nachdem sein Gemüt wieder zur Ruhe gekommen war und er in dem Städtchen Reichenbach in der Oberlausitz unweit Görlitz wieder eine

Apotheke hatte kaufen können, mit Käthchen sich verheiratete. Am 29. November 1900 wurde im Hause meines Vaters in Ballenstedt die Hochzeit gefeiert. Käthchen ist den Kindern ihrer Schwester eine treue, hingebende Mutter und ihrem Manne, der bald kränklich wurde, eine wackere Stütze geworden. Nach seinem Tode lebte sie mit seiner damals noch unverheirateten Tochter Grete zusammen bis zu deren Verheiratung mit dem Apotheker Mentz in Halbau in Schlesien und zog dann in das Haus der anderen Tochter Liese, die in Reichenbach selbst mit dem Tierarzt Saar verheiratet ist. Hier will ich nachfügen, dass mein Schwager Zander vor seiner Verheiratung mit meiner Schwester Therese, genannt Röschen, schon einmal verheiratet war, die erste Frau aber nach kurzer Ehe gestorben ist. Aus dieser Ehe stammte ein Sohn, Hans Zander, etwa gleichaltrig mit unserem Hanns und mit diesem zusammen in den ersten Jahren des Gymnasiums hier in Quedlinburg, in Pension bei meiner ältesten Schwester Marie. Er starb leider schon als Student.

Im Hause ihres Schwiegersohnes Saar hat meine Schwester Käthchen manche Sorge und Kummer erlebt. Herr Saar, aus bester Familie stammend, hat sich leider mehr und mehr einem unordentlichen Kneipenleben ergeben und seine Familie darüber vernachlässigt. Während die anderen drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn, gut eingeschlagen sind, scheint die leichtfertige Ader des Vaters auf zwei Zwillingssöhne übergegangen sein, die in der Schule nichts Ordentliches gelernt haben und schwer zu erziehen gewesen sind. Die Eltern haben für sie auf eine höhere Berufsausbildung verzichtet und versucht, sie ein Handwerk lernen zu lassen. Aber auch damit haben sie bisher wenig Glück gehabt. Sie hielten in keiner Lehre aus und haben sogar gelegentlich böse Schwindeleien gemacht.

Durch den Bericht über die Verheiratung meiner Schwester Käthchen habe ich schon meine vorjüngste Schwester Therese, in der Familie allgemein Röschen genannt, erwähnt. Vorher kam in unserem Geschwisterkreise noch eine Dorothee, genannt Dorchen, 1860 in Elsterwerda geboren, aber bereits 1863 an den Folgen des Scharlach gestorben und in Elsterwerda begraben.

Nur mit Wehmut kann ich die Erinnerung an meine beiden jüngsten Schwestern Therese und Agathe erneuern, denn, abgesehen von der kleinen Dorothee, die kaum in das Leben hinausgetreten ist, sind sie als die ersten in unserem großen Geschwisterkreise heimgegangen.

Zunächst gestaltete sich das Leben dieser beiden jüngsten Schwestern, die jederzeit innig miteinander verbunden waren, unter weit glücklicheren Verhältnissen als das ihrer älteren Schwestern. Letztere sind unter recht drückenden äußeren Verhältnissen aufgewachsen. In Elsterwerda, so sie ihre Jugend verlebten, hatte mein Vater, obwohl Superintendent mit einigen Repräsentationspflichten, m.W. ein Jahreseinkommen von 800 Thalern (M 2400.-). Davon sollte die große Familie (9 Kinder) erhalten und der Aufwand für die Ausbildung der Kinder bestritten werden. Geldknappheit und Sorge waren fast ständige Gäste, und ich erinnere mich, dass häufige Verstimmungen die natürliche Folge davon waren, zumal mein Vater an gewissen Schwierigkeiten der Verdauung litt, die ihm oft Kopfschmerzen verursachten. Am meisten hatte darunter meine gute Mutter zu leiden, der es als Hausfrau oblag, von einem Tag zum anderen alles Notwendige zu beschaffen, wozu sie das Geld von unserem Vater nur in ganz kleinen Beträgen erhielt. Aber auch die Kinder litten zweifellos darunter. Wir Söhne, die wir früh aus dem Hause kamen, haben das wohl weniger gemerkt, umsomehr aber die Schwestern, die beständig Zeugen der knappen Verhältnisse waren und deren Jugend dabei wohl ziemlich freudlos verflossen ist.

Als die beiden jüngsten Schwestern heranwuchsen, änderten sich die Verhältnisse des Hauses in erfreulicher Weise. Es war damals üblich, dass Pfarrer, die eine Zeit lang zur Zufriedenheit der Behörden eine Superintendentur verwaltet hatten, was völlig ehrenamtlich, d.h. unentgeltlich geschah, mit der Verleihung einer Pfründe, will sagen: reich dotierten Pfarrstelle, belohnt wurden, wie es deren besonders im Magdeburger Lande viele gab, die mit wertvollem Acker reichlich ausgestattet waren. Eine solche war die Pfarre zu Eilsleben, Bez. Magdeburg, für die mein Vater zu Anfang des Jahres 1870 ernannt wurde. Als er dort seine Probepredigt hielt, erschien er den massiven Magdeburger Bauern zu schwächlich, und sie meinten, dass sie ihn doch nicht lange haben würden. Der wahre Grund ihres Widerspruches war wohl, dass sie einen damals dort amtierenden jungen Hilfsprediger gern behalten wollten. Aber noch, als wir schon dort waren, wurden ähnliche Gedanken öfters laut, und doch ist mein Vater später 92 Jahre alt geworden.

Im Frühjahr 1870 siedelten meine Eltern nach Eilsleben über, und nun gestalteten sich die Verhältnisse des Hauses allmählich sehr viel günstiger. Davon hatten besonders unsere beiden jüngsten Schwestern Vorteil. Als sie die Volksschule des Ortes durchlaufen hatten, kamen sie in eine ordentliche höhere Mädchenschule nach Braunschweig, in Pflege einer trefflichen älteren Dame, Fräulein Kirchner. So konnten sie von vornherein einen weiteren Gesichtskreis gewinnen, und ihr Gemüt konnte sich, frei von Sorgen, fröhlich entfalten. Beide hatten einen offenen

offenen Kopf und lernten gut, und beide waren von fröhlicher Sinnesart und aufgeschlossen für das Leben. Als sie nach vollendeter Schulzeit nach Hause zurückkehrten, zeigte sich, dass die ältere von beiden, Röschen, eine gute Stimme hatte, und sie erhielt Gesangsstunde in Magdeburg, der nahen Großstadt, mit der wir seit 1873 durch eine Eisenbahn verbunden waren. Da sie auch soviel Klavier spielte, dass sie sich selbst begleiten konnte, hat sie uns im häuslichen Zusammenleben durch ihre Lieder viel Freude bereitet, besonders auch unserem Vater, der in jüngeren Jahren selbst gesungen hatte.

Wie schon erwähnt, verheiratet sich Röschen (1887?) mit dem Apotheker Karl Zander in dem benachbarten Städtchen Seehausen, Kr. Wanzleben, und hat mit diesem trefflichen Manne glückliche Jahre verlebt. Es wurden ihnen Zwillinge geschenkt, Liese und Grete Zander, geboren am 17. April 1888. Aber am 18. Februar 1899 raffte eine Lungenentzündung unsere kräftige, lebensfrohe Schwester dahin.

Noch tragischer gestaltete sich der Weg unserer jüngsten Schwester Agathe.

An fröhlichem Wesen war sie ihrer nächstälteren Schwester ähnlich, aber in ihrer ganzen Anlage zarter und feiner, eine Persönlichkeit, die man liebhaben musste. Aber als sie heranwuchs, entwickelte sich bei ihr eine hartnäckige Heiserkeit, die sich allmählich als Halsschwindsucht offenbarte, und nach langem traurigen Siechtum am 2. Juni 1884 ihrem zarten Leben ein Ende machte. Ihr Grab, das meine Schwestern in ihre Fürsorge übernommen haben, ist mit einem Engel aus Terrakotta geschmückt, auf dem Friedhofe zu Eilsleben bis heute erhalten. Sie hat ihr Leben nur auf 20 Jahre gebracht.

Ohne meine Absicht haben diese Aufzeichnungen sich so gestaltet, dass ich zuerst den Lebensgang meiner Schwestern geschildert und dabei den meines einzigen Bruders, des Ältesten in unserem Geschwisterkreise, einstweilen außer Acht gelassen habe. Das ist aber ganz gut; denn sein Lebensweg ist einer besonderen Erzählung wert. Hat er sich doch weit über die Ebene erhoben, in welcher der von uns anderen Geschwister verlaufen ist! Mein Bruder Johannes war sozusagen der Stolz der Familie und von den anderen Geschwistern wohl manchmal ein wenig beneidet.

Geboren zu Mückenbergr am 9. September 1847, war er der Älteste in unserem Kreise, zugleich aber auch wohl der Begabteste. Mit scharfem, kritischem Verstande ausgerüstet, liebte er es, seine Geschwister zu hänseln und hatte jedem von uns einen Spitznamen gegeben, wenigstens in späterer Zeit, was uns zuweilen in großen Zorn versetzte.

Seinen ersten Unterricht hat er von unserem Vater empfangen. Als dieser nach Elsterwerda versetzt wurde, wo seine Zeit durch das Amt reichlich in Anspruch genommen war, brachte er seinen Ältesten auf das nächstliegende Gymnasium zu Torgau. Infolge eines kleinen Fehltrittes war aber dort seines Bleibens nicht lange, und er kam nun hierher nach Quedlinburg, der Heimat meiner Eltern, in das großväterliche Haus. Er lebte damals noch auf der Word, in dem jetzigen Ev. Vereinshause, der Vater meiner Mutter, Lohgerber Meyer, und zu ihm kam unser Bruder. Die Großmutter war bereits tot. Ihre Stelle vertrat die "Tante Therese", eine unverheiratete Tochter des Großvaters. Sie war klein und unansehnlich, aber von großer Fürsorge und Güte, vor allem von ausgeprägter Frömmigkeit, beliebt und angesehen in den christlichen Kreisen der Stadt. Sie hielt regelmäßig Hausandachten, denen ich als kleiner Junge beigewohnt habe, als ich zur Einsegnung meines Bruders von meiner Mutter mit nach Quedlinburg genommen war, und ich erinnere mich noch ihres feierlich langsamen Lesens dabei. Die Briefe, welche sie an meine Eltern schrieb, begannen stets mit einem apostolischen Segens- und Friedenswunsche. Sie hat sich bemüht, meinen Bruder im Sinne christlichen Glaubens und Lebens zu beeinflussen; doch war ihre ausgesprochen pietistische Art wohl dem jugendlichen, mehr verstandesmäßig und kritisch gerichteten Geist des jungen Schülers nicht recht angemessen. In noch stärkerem Maße galt das Letztere wohl von zeitweisen Mitbewohnern des Hauses. Als junger Diakonus kam zu jenen Zeiten der Schloßkirche (heute Dom genannt) in Quedlinburg der Pastor Ernst Mühe, und da er noch unverheiratet war und keinerlei häusliche Einrichtung besaß, nahm ihn mein Großvater, jedenfalls auf Betreiben seiner Tochter, der "Tante Therese", in sein Haus auf, zugleich mit seiner Schwester. Dieser war ein Vertreter schroffster Orthodoxie und hat mit seinem Wesen auf unseren Bruder nach dessen Bekenntnis mehr abstoßend als gewinnend für das Christentum gewirkt.

Außer der Tante war im Hause noch der "Onkel Eduard", ein Sohn des Großvaters. Dieser hatte das Gymnasium bis Prima besucht und war dann, obwohl ein tüchtiger Schüler, gegen den Rat seiner Lehrer abgegangen, um, einem Wunsch seines Vaters entsprechend, in dessen Geschäft einzutreten. So arbeitete er mit in der Lohgerberei, die ein wenig appetitliches Geschäft ist, hat sich aber darin sehr unglücklich gefühlt und nach dem Tode des Vaters diesen Beruf aufgegeben. Er ist nach Australien ausgewandert, wo er, nachdem er eine Engländerin zur Frau genommen, unserer Familie mehr und mehr entfremdet ist. Er ist längst tot, aber die hiesigen Verwandten und Freunde haben nicht einmal eine Anzeige seines Todes von seiner ganz englisch gewordenen Familie erhalten.

In dieser etwas eigenartigen Umgebung blieb mein Bruder Johannes bis zum Tode des Großvaters. Dann kam er zu einem Gymnasiallehrer, dem Pastor Siebusch in Pension, der seine Wohnung in dem schönen von Hagen'schen Freihauser Ecke der Bockstraße hatte, das damals dem Schwager meines Vaters, dem Kaufmann Benkenstein, gehörte. Hier ist er bis zum Abiturientenexamen geblieben, das er zu Michaelis 1866 oder zu Ostern 1867 mit Auszeichnung bestanden hat. Diese Zeitbestimmung geht mir aus einer eigenartigen Erinnerung hervor. Der Krieg gegen Österreich im Jahre 1866 berührte unser Heimatstädtchen Elsterwerda insofern, als dieses dicht an der sächsischen Grenze lag und das Königreich Sachsen mit Österreich im Bunde war. Deswegen sah unsere Heimat nicht nur vor Beginn des Krieges eine Ansammlung preußischer Truppen, der Magdeburger Division, sondern auch nach Beendigung des Krieges den Durchmarsch des gesamten Gardekorps auf der Chaussee von Dresden nach Berlin. So kam auch das 2. Garderegiment zu Fuß durch unseren Ort, und in der Freude darüber, zum erstenmale wieder in einer preußischen Stadt in Quartier zu sein, machte ein Oberstleutnant Neumann mit seinem Adjutanten, einem Herrn von Köckeritz auf der Pfarre einen Besuch. Hierbei lernten sie meinen Bruder Johannes kennen, der zu den Herbstferien zu Hause weilte. Die Herren müssen wohl Wohlgefallen an dem geweckten Primaner gefunden haben und redeten ihm zu, nach bestandenen Examen in ihrem Regiment als Einjährig-Freiwilliger einzutreten. Das hat mein Bruder denn auch getan. Im Jahre 1867 ging er als Student der Rechte nach Berlin und hat sein Jahr beim 2. Garderegiment zu Fuß abgedient. Er hat dabei sein Offiziersexamen bestanden und war beim Ausbruch des Krieges 1870 Referendar und Leutnant d.R. Er wurde dem 67. Inf. Rgt. zugewiesen und hat bei diesem den Krieg mitgemacht. Das Regiment hatte seine Garnison in Halberstadt und Quedlinburg. In der mörderischen Schlacht von Gravelotte hat es schwer gelitten und wurde zur Wiederherstellung nach Mainz zurückgezogen. Von dort erhielt es einige Wochen später Befehl nach dem seit Wochen belagerten Straßburg. Wie man annimmt, war es zum Sturm auf die stark beschossene Festung bestimmt. Bei seiner Ankunft hatte sich diese aber bereits ergeben, und das Regt. 67 gehörte nun zu den ersten Truppen, welche die Stadt besetzten. Mein Bruder kam dabei bei einem Professor Goguel ins Quartier, der mit seiner Familie, Frau und zwei Töchtern, den ersten Teil der Belagerung mit durchlebt hatte, dann aber einen Freipaß erhalten und den Fall der Festung in einem befreundeten Pfarrhause auf dem Lande abgewartet hatte. Soeben in ihre Wohnung zurückgekehrt, erhielt nun die Familie gleich Einquartierung und mein Bruder gewann ihre Dankbarkeit, indem er einige unverschämte auftretende Soldaten zurechtwies. In mehrwöchigem Aufenthalte entwickelte sich zwischen ihm und der feinsinnigen Familie ein freundschaftliches Verhältnis, das auch weiter durch Briefe aufrecht erhalten wurde, und unser Johannes bedauerte es sehr, als er nach Belfort weiter musste, an dessen Belagerung er während des besonders harten Winters 1870/71 teilgenommen hat. Einige Jahre später hat sich unser Bruder mit der Familie in Bremen wieder gesehen und sich mit der einen der Töchter, Leonie, verlobt. Die Familie Goguel gehörte zu dem französischen Kreise der Straßburger Gesellschaft, und es hat dort wohl diese Verlobung mit einem preußischen Offizier nicht geringes Aufsehen erregt. Der Vater Goguel, aus Nancy stammend, war Nationalfranzose, seine Frau, eine geborene Hummel, aber aus einem deutschen Kaufmannshause im benachbarten badischen Kehl. Die Familie war also durchaus zweisprachig. Jedenfalls sprach meine spätere Schwägerin tadellos deutsch, mein Bruder aber sprach gern mit ihr französisch.

Die Hochzeit fand im Dezember 1874 in Straßburg statt, und wegen der weiten Entfernung und der ungünstigen Jahreszeit hat niemand von unserer Familie an ihr teilgenommen. Dagegen führte mein Bruder seine junge Frau bald darauf seinen Eltern in Eilsleben zu. Sie war eine feine, vornehme Erscheinung, von freundlichem Wesen und und lebhaften französischen Temperament, wohl etwas leidenschaftlich, sodass es an kleinen Zusammenstößen in der Ehe nicht gefehlt hat. Geistig war die gebildete junge Frau unserem Bruder durchaus gewachsen. Dieser war zurzeit seiner Verheiratung Kreisrichter in dem westfälischen Städtchen Dorsten im Münsterlande. Dort hat das junge Paar seine erste, schöne Zeit verlebt. Es sollte aber nicht lange dort bleiben, da bald ein ehrenvoller Ruf überraschend an meinen Bruder erging.

Er hatte als Referendar in Berlin gelegentlich den damals berühmten Rechtsanwalt Holthoff vertreten und dabei sehr Tüchtiges geleistet. An diesen Herrn wandte sich ein oberschlesischer Magnat, der Fürst von Hohenlohe-Öhringen, Herzog von Ujest, wegen Neubesetzung eines Direktorpostens in seiner vielseitigen Privatverwaltung, und Holthoff empfahl unseren Bruder. So kam dieser als zweiter Direktor der fürstlichen Verwaltung nach Slawenitz

(vgl. aber Schreibweise weiter unten), Kreis Kosel, in Oberschlesien. Es dauerte nicht lange, so nahm der erste Direktor, ein älterer Herr, seinen Abschied, und unser Bruder wurde an seiner Stelle Generaldirektor der fürstlichen Verwaltung. Es war eine wahrhaft bedeutende Stellung; denn der Fürst, einer der reichsten Männer Deutschlands, besaß außer einem großen Vermögen einen ausgedehnten Besitz an Land, Forsten, Bergwerken, Hüttenwerken u. dergl. Diesen riesigen Besitz hat unser Bruder als Generalbevollmächtigter des Fürsten etwa 20 Jahre lang zur vollen Zufriedenheit seines Herrn mit Glück und Erfolg verwaltet und gemehrt. Auch in den Kreisen der oberschlesischen Industrie erfreute sich Johannes großen Ansehens, wurde –vielfach zu Aufsichtsräten u. dergl. herangezogen und hat sich auf diese Weise auch ein beträchtliches persönliches Vermögen erworben. In Slawentzitz ist meinem Bruder ein überaus reiches Familienglück erblickt. Sechs prächtige Söhne hat ihm Leonie geboren. Schließlich aber erlag sie der Schwindsucht, die sie sich wohl durch eine Ansteckung zugezogen haben muss.

Johannes verheiratete sich nach einigen Jahren noch einmal mit Alice von Albert, der Tochter einer Oberstenwitwe in Hirschberg. Auch diese hat ihm zwei Kinder geboren, eine Tochter, nach ihrer Großmutter Helene getauft und Hella gerufen, und einen Sohn Friedrich Wilhelm, Fiwi genannt.

Der Letztgenannte ist schon nicht mehr in Slawentzitz, sondern in Berlin geboren. Solange nämlich der alte Fürst lebte, hat Johannes zu seiner vollsten Zufriedenheit und im besten Einvernehmen mit ihm die fürstliche Verwaltung geführt. Nach dessen Tode vermochte er sich mit dem Sohn und Nachfolger nicht recht stellen und verzichtete daher auf eine so glänzende Stellung in Oberschlesien. Er trat in das Direktorium der „Berliner Bank“ in Berlin ein, hat sich aber in dieser Wirksamkeit nicht recht einleben können, zumal er unter den vier Direktoren der einzige Christ war. Sein Wunsch wurde es mehr und mehr, sich von dem großen geschäftlichen Leben zurückzuziehen und auf einem hübschen Landsitz den Abend seines Lebens beschaulich zu verbringen. Dieser Wunsch war mir bekannt, als ich von Möckern nach Quedlinburg umsiedelte, und ich erwähnte ihn bei einem Abschiedsbesuch, den ich mit meiner Frau bei Herrn Volkmann in Lütgenziatz (*Lütgenzitz?*) machte, einem rührigen Geschäftsmann, Besitzer eines Mühlenwerkes, der sich nebenher mit der Vermittlung von Gutsverkäufen beschäftigte. Er griff das lebhaft auf und sagte, dass er meinem Bruder einen sehr vorteilhaften Kauf nachweisen könne, das nahe Rittergut Klein-Lübars im Kreise Jerichow I, dessen Besitzer, ein Herr Skabell, alternd und kinderlos, sich gern zur Ruhe setzen möchte. Mir schien das wenig für meinen Bruder passend, da ich annahm, dass dieser nur einen hübschen Landsitz, nicht aber ein großes Gut zu erwerben wünsche, gab aber Herrn Volkmann die Anschrift meines Bruders. Er hat sich dann mit diesem in Verbindung gesetzt, und wirklich kam der Kauf zu günstigen Bedingungen zustande. Mein Bruder erwarb das Rittergut, 2400 Morgen groß, und der bisherige Besitzer zog sich in eine Villa zurück, die am Ende des großen Gutsgartens an der Chaussee liegt und nach seinem und seiner Frau Tode ebenfalls an meinem Bruder zufallen sollte. Ich mußte nur bedauern, dass ich nun gerade aus der Gegend fortgekommen war. Das Wohnhaus auf dem Gute war alt; mein Bruder baute aber dicht daneben und damit verbunden ein neues, schönes und modernes Haus.

Nach meiner Beobachtung war der ganze Gutskauf meines Bruders doch nur eine kostbare Spielerei. Er wollte die Annehmlichkeit des Landlebens genießen, ohne die Last der Wirtschaftsführung ernstlich auf sich zu nehmen. Diese überließ er vielmehr einem Inspektor. Als solchen hatte er zuerst einen sehr tüchtigen und zuverlässigen Landwirt, Herrn Rudolf Ebeling. Solange dieser die Wirtschaft leitete, ging alles gut. Später aber verheiratete sich dieser in dem benachbarten Dorfe Groß Lübars mit der reichen Erbin zweier großer Höfe, die er noch heute (1935) bewirtschaftet, hoch angesehen als tüchtiger Landwirt in der ganzen Gegend. Auch nach ihm war noch ein vertrauenswerter Mann Inspektor meines Bruders. Schlimm wurde aber die Sache in der Kriegszeit, als alle entbehrlichen jungen Landwirte zu den Fahnen einberufen wurden. Mein Bruder fand schließlich einen Schweizer, der wohl schon allerlei hinter sich hatte, meinem Bruder aber angenehm war als welterfahrener Mann, mit dem er sich gut unterhalten konnte. Er führte ein Kneipenleben und hat offenbar die Wirtschaft vernachlässigt und schließlich sogar seinen Herrn betrogen und bestohlen. Um keine Unannehmlichkeiten zu haben, hat unser Johannes lange an ihm festgehalten, bis schließlich die Betrügereien offenkundig wurden.

Im Jahre 1917 habe ich mitten in schwerer Kriegszeit den 70. Geburtstag meines Bruders in Lübars sehr schön mit gefeiert. Im Frühjahr 1915 dagegen habe ich in Berlin am Begräbnis des dritten Sohnes, Johannes, teilgenommen, der in den Kämpfen in Ostpreußen gefallen war.

Nach dem Kriege bewarb sich ein junger Mann, der sich auf dem benachbarten Rittergut Hohenziatz als Volontär aufhielt, um die Hand der einzigen Tochter meines Bruders, Hella. Er entstammte einer sehr begüterten und angesehenen Landwirtsfamilie in Anhalt. Er heißt Ferdinand Türcke und ist der Sohn des inzwischen verstorbenen Geheimen Oekonomierats Türcke auf dem Gute Frenz bei Cöthen, war im Bankfach ausgebildet und suchte jetzt nach einem Gute. Obwohl er sehr musikalisch ist, worauf mein Bruder immer großen Wert gelegt hat, war er doch diesem

nicht sympathisch. Gadegen war ihm meine Nichte Hella gewogen und setzte mit Hilfe ihrer Mutter und der Großmutter, Frau Oberst von Albert, die seit der Verheiratung ihrer Tochter mit im Haushalte meines Bruders lebte, die Verbindung mit ihm durch. Die Hochzeit wurde in Ballenstedt gefeiert, da einerseits die Räumlichkeiten in Kl. Lübars zur Aufnahme der Gäste nicht ausreichten, andererseits die kümmerlichen Ernährungsverhältnisse und strengen Vorschriften der Nachkriegszeit die Ausrichtung einer größeren Festlichkeit am Ort nicht gestatteten. Ich selbst habe das junge Paar in der Schloßkirche zu Ballenstedt getraut, während der Polterabend und das Festmahl im „Großen Gasthof“ daselbst abgehalten wurden. Mein Bruder überließ seinem Schwiegersohne Haus und Gut für einen verhältnismäßig niedrigen Preis, von dem noch ein erheblicher Teil als Mitgift der Tochter abgezogen wurde und zog sich mit seiner Gattin in die vom Vorbesitzer, Herrn Skabell, zuletzt bewohnte Villa zurück. Im Vertrauen auf ein gutes Einvernehmen versäumte er, was bei seiner Klugheit und großen Geschäftserfahrung eigentlich unverständlich ist, sich für den Rest seines Lebens eine bestimmte Rente von den Einkünften des Gutes auszumachen, und da nunmehr die grenzenlose Geldentwertung, verbunden mit Zwangswirtschaft und Lebensmittelknappheit eintrat, ergaben sich für ihn bald äußerst missliche Lebensbedingungen, sodass der einst so reiche und verwöhnte Mann zu Ende seines Lebens fast kümmerlich gelebt hat. Es hätte anders sein können, wenn ein rechtes vertrauensvolles Verhältnis zwischen ihm und seinem Schwiegersohn bestanden hätte. Da aber dies leider nicht der Fall war, tat einerseits dieser wenig oder nichts, um die Lage seiner Schwiegereltern zu erleichtern, andererseits war mein guter Bruder zu stolz, um die Hilfe seines Schwiegersohnes in Anspruch zu nehmen.

Eine hübsche Feier war noch die seiner silbernen Hochzeit in der zweiten Ehe, die ich und Mutter mitgefeiert haben. In Gegenwart von mehreren seiner Söhne hat Johannes noch am 9. September, anscheinend in voller Rüstigkeit, seinen 76. Geburtstag gefeiert. Aber wohl noch am Abende desselben Tages traf ihn ein Schlaganfall, der seine Kraft, besonders auch seine oft bewunderten geistigen Kräfte gebrochen hat. Es folgte noch ein mehrwöchiges, zuletzt trauriges Siechtum, bei dem meine Schwester Marie, die schon so manchmal in der Familie, besonders bei uns, in Not- und Krankheitsfällen eingetreten war, seiner Gattin in der Krankenpflege treulich beigestanden hat. Am 20. November 1923 schloss mein Bruder für immer die Augen. Auf Wunsch der Familie habe ich am Begräbnistage im Hause vor den Angehörigen eine Feier gehalten. Die öffentliche Trauerfeier fand, da Johannes Patronatsrechte an der Kirche hatte, in dieser statt, vom Ortsgeistlichen gehalten. Sein Grab hatte man ihm in seinem geliebten Walde bereitet, wo von dem Superintendenten eine Stätte dazu geweiht wurde.

Die Ehe unserer Nichte Hella mit Ferdinand Türcke schien eine durchaus glückliche zu sein. Kurz hintereinander gingen drei Kinder aus ihr hervor, zwei Mädchen und ein Knabe, und ich habe zweimal ein schönes Tauffest in Lübars mitgefeiert. Da ist es vor einigen Jahren geschehen, dass Frau Hella ihr Herz einem anderen zugewendet und sich mit diesem verbunden hat unter Verlassung ihres Mannes und ihrer Kinder. Im Scheidungsprozesse ist sie für den schuldigen Teil erklärt und hat nur das Recht erhalten, einige Tage im Jahr ihre Kinder zu sehen, jedoch nicht ohne Zeugen. Ihr zweiter Mann ist ein Prokurist Eggebrecht in einer Leistenfabrik in Essen-Werden. Angeblich lebt sie mit diesem sehr glücklich und hat aus zweiter Ehe bis jetzt einen Sohn, Jürgen genannt. Ihre Mutter, die nach wie vor zu ihr hält, weiß nicht genug –as neue Glück zu rühmen und ist häufig bei ihr. Ich selbst habe alle Verbindung mit ihr abgebrochen. Meine Schwägerin Alice, die nach dem Tode ihres Bruders im Türcke'schen Hause wohnte, mußte aus diesem weichen, da Türcke, wohl nicht mit Unrecht, annahm, dass sie den Ehebruch ihrer Tochter begünstigt habe, lebte eine Zeit lang mit einer Jugendfreundin zusammen in Wernigerode und jetzt in Naumburg a.d.Saale, wo ihr Sohn Fiwi ein Geschäft hat.

Zum Schlusse möchte ich nur noch, für künftige Geschlechter, die Namen der Söhne meines Bruders aufführen:

1. Eduard, Kaufmann, lange Mitinhaber eines Eisengroßgeschäftes in Stettin, jetzt in gleicher Tätigkeit in Berlin.
2. Gaston, Major a.D., früher Offizier bei den Königin Olga-Dragonern in Ludwigsburg bei Stuttgart, im Kriege Generalstabsoffizier bei einer Kavallerie-Division, jetzt Vertreter eines Kohlensyndikats in Stettin.
3. Johannes, Jurist. Er war vor dem Kriege Vicekonsul in Hankau (...?) in China, kam auf Schleichwegen nach Deutschland, um für das Vaterland mitkämpfen zu können, und fiel in Ostpreußen.
4. Charles, ebenfalls früher Offizier bei den Dragonern in Ludwigsburg. Er hat sich bei den Kämpfen in S.W.Afrika ausgezeichnet und ist mit einem hohen württembergischen Orden in den Adelsstand erhoben worden. Jetzt ist er Regierungsrat bei dem Finanzamt in Dresden.

5. Felix, Mediziner, während des Krieges Lazarettarzt, jetzt Professor für innere Medizin an der Universität Marburg.
6. Otto, Oberbergrat im preußischen Handelsministerium in Berlin.

Endlich aus zweiter Ehe:

7. Friedrich Wilhelm, Dr.Phil. Er wollte als Historiker die akademische Laufbahn ergreifen, was ihm durch den Vermögensverfall unmöglich gemacht wurde, und erlernte deshalb bei seinem Bruder Eduard die Kaufmannschaft; jetzt ebenfalls Inhaber eines Eisengeschäftes in Naumburg a.d.Saale.